



booklet

**perspektiven
of color**

WWW.PERSPEKTIVENOFCOLOR.DE

Projektüberblick

Beiträge

- 1 **Silvia Nwadiuto Chike**
Standbilder
- 2 **Malin Makinya**
Meine Gedanken zu mental health: Kreide
- 3 **Hong Van Nguyen**
Zur Benennung von Trainings zum Thema Rassismus
- 4 **Monzer Haider**
Bloß nicht die Fehler der Vergangenheit wiederholen!
- 5 **Raja-Léon Hamann**
My skin a shell that cages
- 6 **Monzer Haider**
So wie ich mich integrieren soll, soll die Mehrheitsgesellschaft sich auch integrieren!
- 7 **Djamilia Prange de Oliveira**
"Geh zurück ins Bananenland": Afrozensus gibt erstmals Einblicke in die Lebensrealität Schwarzer Menschen in Deutschland
- 8 **Leah Nlemibe**
Fremd in meiner Kultur - Representation matters, auch auf der Schwäbischen Alb
- 9 **Philipp Ahovi**
Klimakrise & Kolonialismus: Meine Rede auf dem 11. globalen Klimastreik
- 10 **Hong Van Nguyen**
Leben träumen
- 11 **Mai Saito**
Anders?
- 12 **Ximena Rodriguez**
Scheinehe aus Liebe?
- 13 **Djamilia Prange de Oliveira**
Utopie oder Dystopie?
- 14 **Rashidah Hassen**
Ich denke zuerst an meine mutter
- 15 **Rashidah Hassen**
Es sieht so aus als ob

Linksammlung

PROJEKTÜBERBLICK

„Perspektiven of Color“

...heißt unser Projekt. Wir sind eine Gruppe von Stipendiat*innen der Heinrich-Böll-Stiftung, die sich unter der Selbstbezeichnung BIPOC zusammengeschlossen hat

BIPOC ist eine Kurzform für „Black, Indigenous and People of Color“ bzw. „Schwarze, Indigene und Menschen of Color“.

Unser Ziel ist es, eine Plattform für die vielfältigen Perspektiven von BIPOC in Deutschland zu bieten. Wir bieten ein Netzwerk für BIPOC innerhalb der Stiftung und eine Bildungsplattform für die Allgemeinheit.

In diesem Booklet möchten wir die Stimmen der Menschen, die sich bereits in unserem Projekt engagiert haben, sichtbar machen.

In insgesamt 15 Beiträgen von 11 Stipendiat*innen und Alumni der Stiftung könnt ihr in unterschiedliche "Perspektiven of Color" eintauchen.

Perspektiven sind weit mehr als Standpunkte, aus denen etwas betrachtet wird. Sie sind Geschichten, Anschauungen, Aspekte, Möglichkeiten, Hoffnungen und Erwartungen.

Der Projektname „Perspektiven of Color“ legt zugrunde, dass BIPOC eigene und besondere Blickwinkel auf wichtige Themen haben, und dass ihre Perspektiven gesellschaftlich relevant sind.

Was ich nicht selbst erlebe, kann ich nur dann verstehen, wenn sich andere darüber äußern. Was ich über meine eigene Wirklichkeit äußere, kann aber auch diejenigen stärken, die dasselbe erleben.

Die Bereitschaft, sich mit den Geschichten, Gedanken, Träumen, Ansichten, Gefühlen und Beobachtungen von BIPOC zu beschäftigen, hat vor dem Hintergrund einer offenen Rassismus-Debatte in Deutschland zugenommen.

Insbesondere Journalist*innen, Schriftsteller*innen und Politiker*innen erfahren in diesen Tagen viel öffentliche Aufmerksamkeit. Doch oftmals wird dabei vergessen, dass allein unsere Geschichten und Blickwinkel schon sehr vielfältig und verschieden sind.

Die Personen, die als Sprecher*innen unserer diversen Communities in der Öffentlichkeit stehen, können die komplexen und vielfältigen Realitäten von BIPOC in Deutschland nicht allein repräsentieren.

Wir denken, es braucht eine Bühne, die für alle da ist! Gerade in diesen Tagen, da in Deutschland eine offene Rassismus-Debatte begonnen hat, die von fehlenden Perspektiven gekennzeichnet ist.

Dieser Sammelband ist einer unserer Wege, um uns diese Bühne zu schaffen.

Unsere Perspektiven sind essenziell.

„Perspektiven of Color“ erwuchs aus einem Grundgefühl, das heute viele BIPOC in Deutschland teilen: Es wird Zeit, dass wir uns aktiver in etliche Fragen der Gesellschaft einbringen. Damit verbunden ist, dass wir in allen Lebensbereichen sichtbar werden.

Wenn du dich als BIPOC identifizierst, kannst du auf unserer Plattform aktiv werden und deine eigenen Beiträge veröffentlichen! Dabei hast du einen großen Freiraum bei der Gestaltung deiner Beiträge.

Von Essays und Aufsätzen über Gedichte und Kurzgeschichten bis hin zu Comics, Fotos, Podcasts oder Filmen kann alles dabei sein.

Die Inhalte können alle erdenklichen Aspekte des Lebens aufgreifen. Worüber gesprochen wird, steht uns frei.

Unser Netzwerk dient außerdem dazu, einen gemeinsamen Wissensschatz aufzubauen.

Unser Projekt richtet sich an BIPOC und die Öffentlichkeit.

Vernetzt sind wir keine Einzelkämpfer*innen mehr, sondern eine Gruppe und als solche können wir wahrgenommen werden und unseren Anliegen Aufmerksamkeit verschaffen. Das ist nicht nur gut für uns, sondern auch für die Allgemeinheit.

Unser Projekt richtet sich ebenso an alle, die das Leben in Deutschland aus einer postmigrantischen, vorwiegend nicht-weißen Perspektive besser verstehen möchten; die sensibler werden möchten, und weder offenem noch subtilem Rassismus in Deutschland Raum geben wollen.

Was aus unserem Projekt wird, liegt nun bei uns. Wir können nun bei der Entstehung eines Netzwerkes mitwirken und etwas zur Allgemeinbildung beitragen.

Wir können uns nun gegenseitig die Aufmerksamkeit schenken, die für ein gegenseitiges Verständnis nötig ist. Lasst uns aktiv sichtbar werden und unseren Horizont erweitern!

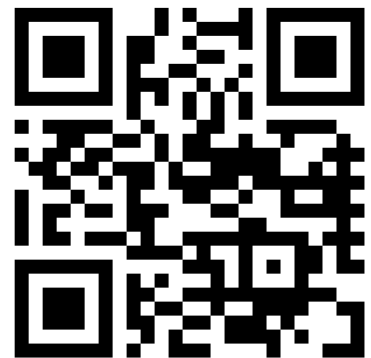
Inspiziert wurde unsere Idee durch das „Hear Me Out“-Buchprojekt (initiiert von Ellen Gabriel & Whitney Bursch), in dem 20 Artists of Color von ihren Erlebnissen mit Rassismus und struktureller Benachteiligung in Deutschland berichten. Dieses Projekt startete ebenfalls mit einem Open Call - und es entstand ein vielseitiger und schöner Sammelband an rassismuskritischen Comics, Texten und Gedichten.

http://

WEBSITE UND BLOG

Unser Blog bietet eine Plattform für BIPOC, die ihre Perspektiven mit der Welt teilen möchten. Egal ob Essays, Gedichte, Videos, Zeichnungen: Auf dem Blog finden Perspektiven Platz, um gehört, gesehen und gelesen zu werden.

Ebenso finden sich auf der Website Ressourcen zur rassismuskritischen Bildung, unter anderem ein rassismuskritisches ABC sowie eine Sammlung von Empfehlungen für Bücher, Persönlichkeiten, Podcasts, Künstler*innen und vielem mehr.



Unsere Webseite findest du hier: www.perspektivenofcolor.de





Unser Instagram-Account [@perspektivenofcolor](https://www.instagram.com/perspektivenofcolor) verbindet alle unsere Projekte und kommuniziert diese mit der Internet-Öffentlichkeit.

Er dient zum gemeinsamen Austausch und für uns als Plattform zur rassismuskritischen Bildungsarbeit und zum Präsentieren unserer Projekte.



INSTAGRAM



Wie sieht die Lebensrealität von BIPOC in Deutschland aus? Darauf gibt es nicht eine, sondern viele Antworten.

Eine Gesprächsreihe mit Menschen, die zwar alle unterschiedlich sind, jedoch den gemeinsamen Nenner des "Nicht-weiß-Seins" haben. Tauche in die Perspektive verschiedener Personen ein - und fühle dich mal näher, mal ferner. Je nachdem, wie du bist und wie es dir gefällt!

Im Perspektiven of Color Podcast ist eine Gesprächsreihe auf Spotify, in der sich die Projektmitglieder Ximena Rodriguez (she/her) und Philipp Ahovi (he/him) mit Personen, die einen Beitrag auf der Webseite veröffentlicht haben, über die Thematiken dieser Beiträge unterhalten.

Den Podcast kannst du auf [Spotify](#) oder [Anchor](#) hören.



PODCAST



WORKSHOPS

Online wie auch offline bieten wir im Rahmen des Sommercampus' der Heinrich-Böll-Stiftung und der Arbeitsgruppe Perspektiven of Color Workshops an, in denen wir uns mit Themen rund um Identität und Rassismuskritik beschäftigen.



Alternative Projektionen der Erde auf www.worldmapgenerator.com

Am 17. August 2021 führten Raja-Léon Hamann (he/him), Hong Van Nguyen (she/her) und Philipp Ahovi (he/him) im Rahmen des Heinrich-Böll-Sommercampus' (unter dem Titel "Freiheit im Spannungsfeld zwischen Sicherheit und Solidarität") ein Seminar mit dem Titel "Freiheit - für wen und zu welchem Preis?" durch.

Es setzte sich mit Zusammenhängen zwischen Liberalismus und Kolonialität auseinander.

Dies war die erste Veranstaltung im Rahmen des Projekts, die für alle Stipendiat*innen geöffnet wurde.

Daraufhin stellten wir im November den Antrag auf die Gründung der AG "Perspektiven of Color".

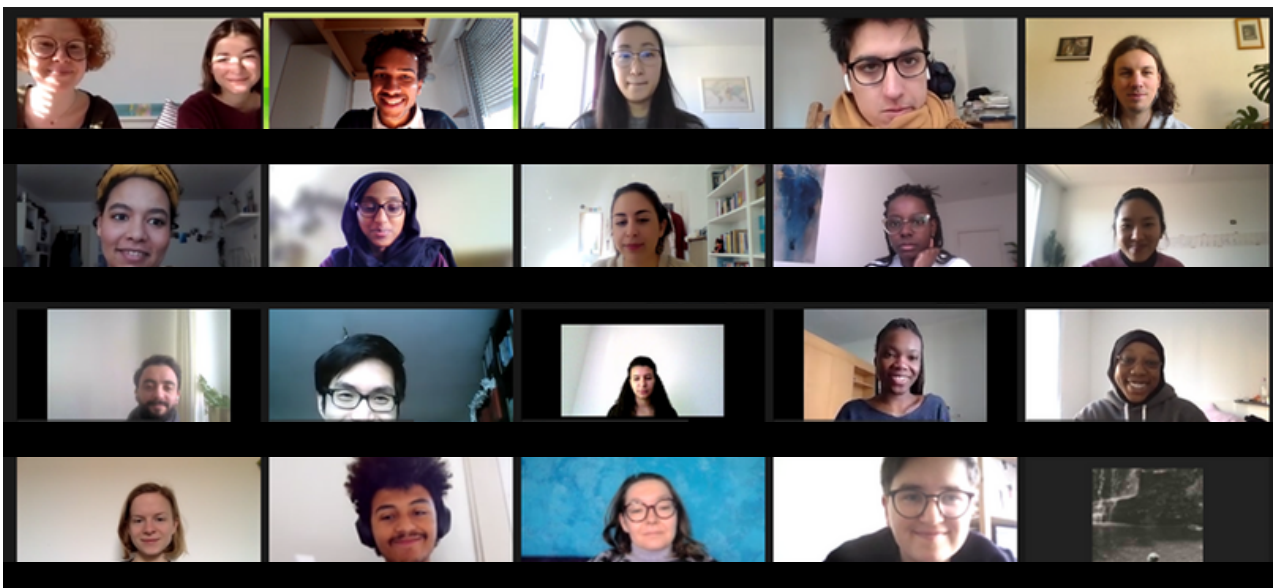
**SOMMER-
CAMPUS 2021**

1. AG TREFFEN 2022

Nachdem wir für das Jahr 2022 eine AG geworden waren, bot das erste AG-Treffen die Gelegenheit, sich untereinander kennenzulernen, zu vernetzen, auszutauschen und Erwartungen und Zukunftsvisionen für die kommenden Veranstaltungen miteinander zu teilen.

In Inputreferaten und unterschiedlichen Diskussionsformaten setzten wir uns grundlegend mit den zentralen Themen der AG auseinander:

Rassismuskritik,
Intersektionalität,
Post- und Dekolonialismus.



SOMMER- CAMPUS 2022

Während der Sommerakademie, die im August 2022 unter dem Motto "Politik global gestalten" erstmals seit zwei Jahren wieder in Präsenz in Bad Bevensen stattfand, führten Fabian Pindus (he/him), Habiba Hassan (she/her) und Philipp Ahovi (he/him) ein Seminar mit dem Titel "Umweltpolitik global gestalten? Perspektiven des Globalen Südens" durch.

Die Teilnehmenden beschäftigten sich mit (post-)kolonialen Macht-Dynamiken im Umwelt- und Naturschutz und dekonstruierten gemeinsam dominierende Auffassungen von Mensch, Natur und Raum.

2. AG TREFFEN 2022

Das zweite AG-Treffen fand am 17. und 18. September 2022 im Bildungswerk der Heinrich-Böll-Landesstiftung in Berlin statt.

Schwerpunktthema waren die Perspektiven historischer und gegenwärtiger Bewegungen von Menschen of Color in Deutschland, die sich gegen Rassismus richten und für intersektionale Emanzipation eintreten.

Am Samstagvormittag waren Ximena Rodriguez (Alumna), Makoto Takeda (Alumnus) und Mekonnen Meshgena (Leiter des Heinrich-Böll-Referats "Migration und Diversity") anwesend und teilten ihre Erinnerungen über die Geschichte des Empowerment-Kolloquiums. Dies ist ein stipendiatisches Forum für People of Color und Menschen mit Migrationserfahrung und -hintergrund, das in den frühen 2000er-Jahren in der Heinrich-Böll-Stiftung wichtige Kämpfe führte. Dieser Erinnerungsaustausch zwischen Ximena, Makoto und Mekonnen war sehr inspirierend und begleitete die Gedanken und Gespräche der Teilnehmenden noch das ganze Wochenende lang.

Am Samstagnachmittag führten Ed und Betül vom Migrationsrat e.V. mit der Gruppe einen Workshop zu diskriminierungskritischen Öffnungsprozessen in Institutionen durch. Am Sonntag führte Rashidah Hassen (she/her) mit der Gruppe einen kreativen Schreibworkshop durch, der uns auch Anstöße zum kreativen Ausdruck unserer persönlichen Reflexionen und Lebensrealitäten gab.



3. AG TREFFEN 2022

Dieses AG-Treffen wurde am 6. November als eintägiges Online-Treffen ausgetragen.

Nachdem wir uns im vorherigen AG-Treffen mit der Geschichte und dem gegenwärtigen Kontext von Rassismuskritik, Empowerment und intersektionaler Emanzipation in Deutschland vertraut gemacht haben, wollten wir uns dieses Mal damit beschäftigen, wie wir als Projektgruppe selbst Initiative ergreifen und Veränderungsprozesse anstoßen können.

Dabei erarbeiteten wir auch Möglichkeiten, Rassismuskritik sowohl innerhalb als auch außerhalb der Heinrich-Böll-Stiftung im Alltag zu leben - mit einem Fokus auf Intersektionalität und verschiedene Differenzkategorien (race, gender, class und weitere).

Im Anschluss an das eintägige Online-Treffen wurden die Reflexionen der Teilnehmenden sowie weitere Beiträge von AG- und Projektmitgliedern in Form von Essays, Gedichten oder Bildern gesammelt. Das Ergebnis ist unter anderem dieses Booklet!

Für die Weiterbildung, Vernetzung und Handlungsbefähigung von Teilnehmenden, die ein Interesse an den Themen Rassismuskritik, Intersektionalität, Postkolonialismus und an (post-)migrantischen Perspektiven haben, hat unsere AG in der Stipendiat*innenschaft der Heinrich-Böll-Stiftung einen Raum etabliert.

Im letzten Jahr bezogen sich die Inhalte der neu gegründeten AG vor allem auf das Schwerpunktthema der „sozialen Teilhabe“ (Migration, Diversity, Alltagsrassismus, Allyship, intersektionale Emanzipation, demokratische Zukunft, und weitere).

Während diese Inhalte weiterhin in der AG essentiell bleiben, wollen wir unsere Arbeit im kommenden Jahr noch stärker auf das Thema Postkolonialismus sowie unterschiedliche damit im Zusammenhang stehende globalpolitische Themen (Umwelt- und Klimaschutz, Entwicklungszusammenarbeit, Bildung und weitere) ausrichten.

Das Ziel besteht darin, die Teilnehmenden über postkoloniale Machtstrukturen auf unterschiedlichen Maßstabsebenen weiterzubilden und zu sensibilisieren.

Methodisch möchten wir mit Kurzvorträgen zur Vermittlung von Grundlagenwissen, verschiedenen Diskussions- und Reflexionsformaten, Texten, Filmen und Kreativworkshops arbeiten. Auch wollen wir die Teilnehmenden weiter dabei unterstützen, ihre Reflexionen und Perspektiven zu unterschiedlichen Themenschwerpunkten der Stiftung einzubringen, festzuhalten, mit anderen zu teilen und gegebenenfalls sogar zu veröffentlichen.

Das Projektziel des Jahres 2023 wird die Gestaltung und Herausgabe eines Sammelbandes sein, zu dem dieses Booklet einen erste Vorstufe darstellt. Für dieses Projektvorhaben werden wir in den kommenden Monaten vom Jessica-Bilz-Förderfond mit 500 Euro unterstützt.

AUSBLICK AG 2023



WEITERE AUSBLICHE

Podcast Staffel 2

In einer zweiten Staffel möchten wir weiteren Engagierten aus unserem Projekt die Möglichkeit geben, ihre Beiträge in der Tiefe vorzustellen.

Interviewreihe mit Geflüchteten

Gemeinsam im Gespräch mit Geflüchteten in Deutschland möchte Monzer über das Thema Integration reden.

Austausch mit dem Studienwerk

Ein Thema, das in jedem AG-Treffen immer wieder aufkam, war das der Weiterentwicklung des Studienwerkes hin zu einem diskriminierungs- und rassistuskritischeren Systems. Im Dialog möchten wir einen konstruktiven Austausch anregen.



BEITRAGSTEXTE



Silvia Nwadiuto Chike

STANDBILDER

März 2021

Silvia Nwadiuto Chike schreibt kreativ, wissenschaftlich und journalistisch. Sie versteht sich als igbo-westfälisch und lässt ihre Texte von intersektionalen Perspektiven bereichern. Die von ihr bereits künstlerisch behandelten Themen umfassen die Rolle der Sprache(n), Wahrnehmungsdivergenzen durch unterschiedliche gesellschaftliche Positionierungen und das Spektrum von sozialem Ausschluss über Anbindung bis zur Zugehörigkeit.

Sie studiert Politik- und Rechtswissenschaften und setzt Schwerpunkte in den Bereichen Kriminalwissenschaft, soziale Gerechtigkeit und politische Bildung. Aktuell arbeitet sie in der Community Moderation von ZEIT Online."

Die Locken weggeätzt,
Den Rest verbrannt.
Keine Parallelgesellschaft,
kein Gott neben Schwarz-Rot-Gold.
Wer hat Angst vor raus, raus, raus?

Kostüme anprobiert,
naiv Diktate inszeniert,
blickbehaftet
Rollen ausgespielt
unter tosendem Applaus, Applaus.

Schätze meinen Wert!
Verkaufe es mir als
Wertschätzung!
Kommt teuer zu stehen
und steht mir nicht.



Schuld' keine Facette
oder antrainierte Schmerzen.
Ein Buch,
das keine Seite schuldet
und kein Ende.

Keine Version meines Seins
ist ein permanentes Präsent
an unbenannte Unbekannte;
an vertraute Fremdgenannte

Stattdessen: ewiger Zwischenstand,
Anspruchsfreier Sammelband.
Standbilder? Charmant,
aber schau nur wie ich tanz.

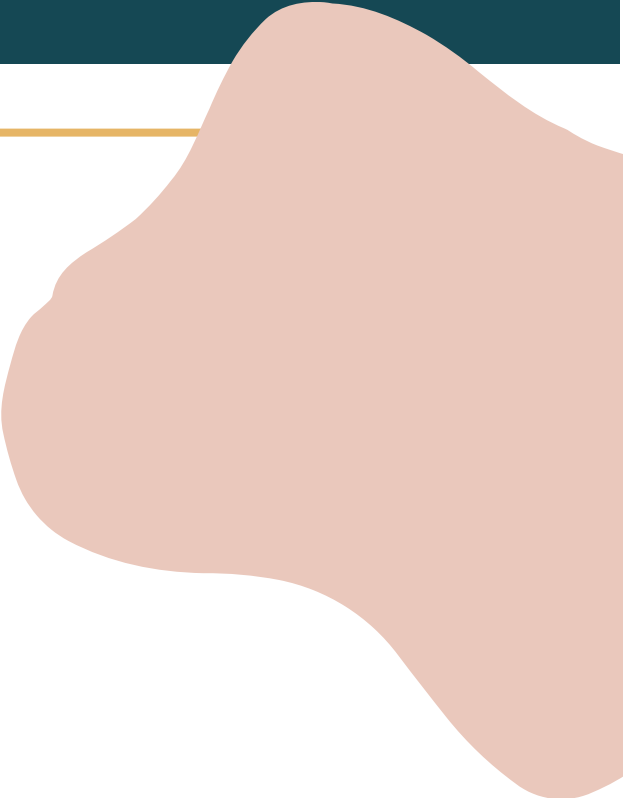
~ Silvia Nwadiuto Chike



Malin Makinya

MEINE GEDANKEN ZU MENTAL HEALTH: KREIDE

März 2021




Ich bin eine harmoniebedürftige Person. Mein Vater sagt hingegen immer, dass ich egoistischer sein sollte.


Das ist ziemlich ironisch, weil gerade meine Erziehung ein Teil dessen ist, warum ich ein vielleicht zu stark ausgeprägtes Harmoniebedürfnis habe. Scheidungskind und die ältere, natürlich immer verantwortungsvolle Tochter.

Und nein, ich spiele diese Karte nicht nur aus, weil es einfacher ist, eigene Verhaltensmuster mit Erziehung zu erklären. Ich möchte die Verantwortung nicht von mir weisen. Vielmehr bin ich überzeugt, dass Coping-Mechanismen früh erlernt werden und Erziehung sowie das familiäre Umfeld zu den Faktoren gehören, die einem Menschen erklären können. Zumindest erklärt es bei mir vieles, weil ich früh Verantwortung übernehmen musste und oft der Puffer war, damit es den Personen um mich herum gut geht.


Da war kein Platz für eigene Beschwerden. Und wenn die positive Bestärkung öfter kam, sobald ich gute Noten nach Hause brachte, es anderen recht machte und lachte, anstatt zu sagen, dass mir das zu viel wird - dann kann ich das auch nachvollziehen. Ich teile das an dieser Stelle, weil es meine Gedanken und Verhaltensmuster hoffentlich verständlicher und meine Person greifbarer macht.

Ich liebe meine Familie trotzdem sehr, das soll an der Stelle kurz vermerkt sein. Aber der Text soll nicht davon handeln, dass ich meine Eltern mag, sondern einen kleinen Einblick in meine Gedanken und Gefühle geben. Außerdem möchte ich davon erzählen, wie ich versuche, das Grenzen-Setzen zu lernen und zu versuchen.





Es ist keine steinerne Mauer, um die es bei den Grenzen geht, aber meine eigene, kleine Schutzfläche aus Plexiglas: Ich will noch nach außen sehen können und die Welt soll mich auch sehen, aber ich will nicht überrannt werden von Ohnmachtsgefühlen, wenn ich auf der Straße rassistisch beleidigt werde oder die Nachrichten checke und Gewalt an Schwarzen Körpern sehe. Hierzu sei erwähnt, dass ich eine afrodeutsche Frau bin, aber dazu komme ich nachher noch. Wir waren ja erst bei der Harmoniebedürftigkeit und dem Grund, warum das Grenzen setzen für mich nicht automatisch etwas Negatives ist.



An sich ist Harmonie nichts Schlechtes. Wer ist nicht gerne umgeben von positiver Energie, Ausgeglichenheit und konfliktarmem Miteinander? Das Problem an der ganzen Sache ist nur: Sobald ich diese Bubble verlasse, respektieren Leute nicht immer meine Grenzen und ich übergehe meine Grenzen in dem Versuch, dem Harmoniebedürfnis gerecht zu werden. Meine Grenzen zu setzen ist somit über die Jahre hinweg zu dem Lieblingsprojekt meiner Therapien geworden. Sei es, Grenzen gegenüber anderen zu wahren, oder meinen eigenen Ansprüchen Grenzen zu setzen. Außerdem, so unter uns: Meist sind die eigenen Leistungserwartungen sowieso viel zu hoch, zumindest kann ich das getrost von mir selbst behaupten.

Da wären wir auch schon beim Thema: Ich, mein Leben und das Chaos mittendrin.

Dabei ist Chaos nicht unbedingt etwas Schlechtes. Ich habe mit meinen 22 Jahren langsam begriffen, dass ich weder die Menschen um mich, noch die Weiße, wie die Welt bis dato funktioniert und strukturiert ist, kontrollieren kann.

Das heißt nicht, dass ich nicht regelmäßig zusammenbreche, sich eine immense Wut in mir anstaut, wenn Umstände und Schicksale in ihrer Ungerechtigkeit einfach schwer zu ertragen sind. Ich habe nur gelernt - und glaubt mir, das dauert leider auch seine Zeit - dass ich nicht immer nur wütend und machtlos das Chaos anstarren kann. Das Gute an diesem Chaos ist, dass ich entscheiden kann, wo ich meine persönliche Grenze ziehe. Ich kann diese Strukturen - seien es der Kapitalismus, dessen Menschenbild nicht ohne Leistung und Druck auskommt, oder Rassismus, eine Diskriminierungsform, die selbst, wenn man betroffen ist, auch erst Jahre später dekonstruiert wird, für mich entschlüsseln und so ein Stück weit Macht und Selbstbestimmung zurückgewinnen. Ich bin der Welt nicht ausgeliefert. Ich habe Macht über meine Perspektive, darüber, mit welchen Dingen ich mich beschäftige und mit welchen nicht.

In meinem Fall ist diese Grenze zwar noch eine Kreidelinie, aber genau dieses Stück Kreide hilft mir, die Nachrichten abzuschalten, wenn ein neues Video von Polizeigewalt gegenüber Schwarzen Menschen oder People of Color aufplopt und irgendeine Person keine Triggerwarnung davor ausgesprochen hat. Diese Kreide ist mein Werkzeug, wenn es darum geht, meine geistige Gesundheit neben all den Ansprüchen, die ich und andere Leute an mich stellen, auf die Prioritätenliste zu setzen.

Das Grenzen-Ziehen ist zwar nicht der Weg für jede Person, aber vielleicht findet sich die ein oder andere Person in diesen Zeilen wieder. Harmonie ist schön und gut, aber wo zur Hölle ist der Egoismus: Der Egoismus, wenn ich mit einem selbstverständlichen Blick angeschaut werde, wenn es in den Seminaren aus meinem Praktikum um Rassismus geht. Wo ist der weiße, mitte 40-jährige cis-Mann in mir, der sich einfach zurücklehnen und sagen würde: „Also, ich sehe mich hier nicht in der Verantwortung, die ganze Arbeit alleine zu machen, dabei meine mentale Energie und Zeit zu investieren, nur damit ihr euch das ganz über den einfach möglichen Weg aneignen könnt. Stellt eure Fragen doch nächstes Mal einfach den Personen, die das beruflich machen oder kauft euch ein Buch.“

Natürlich sind nicht alle mitte 40-jährigen, weißen cis-Männer so, doch meine Erfahrungswerte haben zumindest eine gewisse Regelmäßigkeit gezeigt. In einer Welt, in der sie die meisten Privilegien haben, ist das auch kein Wunder und sollte hier auch nicht zum Vorwurf gemacht werden. Ich will nur zeigen, dass mir diese Grenze lange gefehlt hat und dass sie auch immer noch ausbaufähig ist. Diese Selbstverständlichkeit, sich selbst an erste Stelle zu setzen, noch vor dem Bedürfnis, es anderen Leuten recht machen zu wollen.

Ich habe sehr lange Fragen beantwortet, die mir weh getan haben. Immer wieder habe ich die Erklärbarin gespielt, obwohl ich das in der Situation nicht wollte, aber ich mich verantwortlich gefühlt habe. Verantwortlich dafür, das Chaos und die Menschen um mich herum ein Stück weit besser zu machen. Meine Verantwortung ist/war allerdings viel zu übersteuert.

Meine mentale Gesundheit hat unter dieser Last auf meinen Schultern gelitten. Aus einem Bedürfnis heraus, meine ganzen ahnungslosen Jahre aufzuholen, in denen ich zwar immer gemerkt habe, dass da etwas ist, was mich gegenüber anderen Leuten zu einer Angriffsfläche macht, mich von ihnen unterscheidet, aber bis vor knapp 2 Jahren keinen eigenen Namen hatte, bin ich übers Ziel hinausgeschossen. Ich wollte alle Bücher, die es über Rassismus gibt, lesen, die unterschiedlichen Aktionsgruppen kennenlernen. Aber hierbei hat es keine Rolle gespielt, wie gut es mir selbst damit ging, mich immer wieder damit zu konfrontieren, Schwarze Körper nur in einem gewaltvollen, ausbeuterischen Zustand oder der Auseinandersetzung damit zu sehen.

Retraumatisierung ist hier das Stichwort, und mein dumpfes Gefühl hat einen Namen bekommen: Rassismus. Aber ich habe ebenso eine neue Welt hinter dem Vorhang aus unscharfen, dumpfen Gefühlen entdeckt: Eine Welt voller empowernder, selbstbestimmter Begriffe und die Möglichkeit, Kommentaren zu meiner Herkunft und dem „wow du sprichst aber wirklich gut deutsch“ etwas entgegenzusetzen.

Diese Bewusstwerdung war wichtig, denn: Be that as it is, irgendwann waren auch meine Kraftreserven aufgebraucht. Ich bekam Albträume von meiner Familie, von mir und anderen Schwarzen Körpern, die rassistischer Gewalt schutzlos ausgeliefert waren und ich fühlte mich immer unsicherer. Meine Therapeutin nennt das rezidive depressive Episoden, was so viel heißt, wie, dass ich in eine leichte Depression zurückfalle, weil ich keine oder schlecht ausgebildete Umgangsformen mit Alltagsrassismus oder extremen Formen von rassistischer Gewalt erfahre, die ich nicht ändern kann.

Ich glaube, ich bin nicht die einzige Person, die hin- und hergerissen ist zwischen der Verantwortung, die Welt woker und besser zu machen und dem Bedürfnis, auch einfach mal die Klappe zu halten.

Meine Kreide tanzt immer wieder hin und her, aber ich glaube, es ist an der Zeit, vor allem BIPOC zu sagen, dass es verdammt nochmal ihr Recht ist, sich ab und zu erste Stelle zu setzen. Die Verantwortung an andere mitstreitende Personen abzugeben und sich nicht in jede Auseinandersetzung einzumischen, wenn die Kosten für das eigene Wohlbefinden dafür zu groß sind.

Mental Health ist nicht nur ein Modewort und es kann nicht sein, dass der Kampf gegen Rassismus uns ausbrennt und uns mit unterschiedlichen psychischen Krankheiten kämpfend zurücklässt. Ich muss mich immer wieder daran erinnern, dass es auch eine Kampfansage ist: Trotz des rassistischen Systems, in dem wir leben, gesund zu sein, auf sich Acht zu geben und genau diese Achtsamkeit mit sich und gegenüber sich selbst zu stärken.

Ich habe für mich immer noch nicht endgültig aufgeschlüsselt, woher bei mir die Überzeugung gekommen ist, dass ich laut im Sinne von Protesten, hitzigen Debatten und wissenschaftlichen Texten sein muss, um mir selbst den Stempel geben zu können, auch ja genug zu tun, um den wunderschönen BIPOC, die nach mir kommen, eine bessere Welt zu hinterlassen. Im Prinzip ist das Woher auch nicht entscheidend. Viel entscheidender ist das Begreifen, dass es nicht nur den einen Weg gibt, antirassistisch zu sein. Natürlich sind die Proteste, öffentliche Debatten und wissenschaftliche Texte ein großer Teil der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Rassismus, aber genauso ist es Teil von der Auseinandersetzung mit Rassismus, kämpferisch zu träumen, aufzuwachen und einen Schwarzen Körper darzustellen, der ausgeglichen ist.

Ich denke, gerade diese Dimension von rassismuskritischer Arbeit ist noch underrated. Da ist kein großer Schockfaktor, keine reißerischen Bilder und auf den ersten Blick vielleicht auch nichts Spektakuläres. Aber wenn man genauer hinschaut, dann liegt gerade dort die Schönheit.

Veränderung sollte auch nach innen gerichtet sein. Das eigene Wohlbefinden im Blick haben und gerade auch positive Vorbilder und Lebensweisen darstellen. Ich habe mit dieser Entscheidung meinen Instagram-Account so umgestellt, dass ich nicht von ständigen Videos und der Erinnerung daran, dass ich nicht sicher bin, überflutet werde. Das ist ein Beispiel für eine Veränderung in meinem Leben.

Natürlich ist es wichtig, darauf aufmerksam zu machen. Aber es ist genauso wichtig zu zeigen, dass auch Räume sind, in denen Körper von BIPOC nicht ausgeliefert sind, sondern einfach nur eine schöne Zeit haben. Wir bestehen nicht nur aus der Auseinandersetzung mit Rassismus, wir sind so viel mehr. Und wenn eine Schwarze Person Make-up-Videos macht, dann ist das nicht eine unpolitische Person, die sich aus der Verantwortung zieht. Sondern es ist eine ganz persönliche Kampfansage, mit dem eigenen Traum dem System, das Schwarze Körper oft in Zusammenhang mit Gewalt zeigt, eine andere Alternative aufzuzeigen.

Wo ihr euren Kreidestrich setzt und wie ihr euer Leben lebt, bleibt natürlich euch überlassen. Ich hoffe nur, ihr bekommt genug Rückenstärkung, diese Kreide aufzuheben und euch sowie eure mentale Gesundheit nicht aus dem Blick zu verlieren. Es ist schwer genug, irgendwann den Vorhang aus seliger Unwissenheit zu lichten und zu bemerken: "Huch, ich lebe in einer Welt, deren Funktionsweise mir gewisse Privilegien verweigert". Und dann den eigenen Platz und Umgang in dieser Welt zu finden, während man den restlichen Alltag meistert. Da kommt das Frausein natürlich auch noch dazu und je nachdem, welche Erfahrungen man macht oder welche Verhaltensmuster man sich antrainiert, ist der Bogen der mentalen Belastbarkeit schnell überspannt. Aus einer moralischen Verantwortung heraus und auch, weil man selbst in einer Position ist, in der man auf Menschen und Prozesse einwirken kann, will man seiner Verantwortung am Ende des Tages gerecht werden.

In diesem Spannungsfeld erfordert es tatsächliche eigene Grenzziehung, die Kreide und eine gesunde Portion Egoismus, um im Kampf gegen Rassismus nicht die eigene Energie und Gesundheit komplett zu opfern. Wer weiß, vielleicht laufen dank dieses Aufrufes zu mehr Achtsamkeit und mental health ein paar mehr BIPOC Plexiglas-geschützt durch die Welt. Ich hätte mir zumindest gewünscht, dass mir eine Person sagt, die selbst von Rassismus betroffen ist:

"Es ist in Ordnung, nicht alles zu machen. Ich weiß, dass das Chaos schwer zu ertragen ist. Aber diese Verantwortung musst du nicht alleine schultern und es ist auch vollkommen in Ordnung, mit deinen Träumen und anderen Formen der Auseinandersetzung deinen Teil beizutragen. Das ist kein Wettbewerb, wer mehr macht, sondern eine gemeinschaftliche Aufgabe, in der so viele unterschiedliche Personen zusammenkommen, dass jeder seinen Platz findet. Also zieh deine Grenzen so, dass es dir gut geht, das kann nämlich niemand für dich machen. Aber Am Ende kannst du dir dein eigenes Stückchen Frieden selbst schenken."



Hong Van Nguyen

ZUR BENENNUNG VON TRAININGS ZUM THEMA RASSISMUS

März 2021

Van gehört zum Jahrgang 97 und identifiziert sich als Vietdeutsche 2. Generation. Sie ist Expertin für rassismuskritische und diskriminierungssensible Personal- und Organisationsentwicklung und versteht sich als ganzheitliche Denkerin und Macherin. Sie ist Idealistin und Realistin zugleich und setzt sich für Strukturen ein, in denen Menschen auf Augenhöhe miteinander sein und arbeiten können.

Vorweg: Das folgende Essay entstand im Rahmen meines Masterstudiums „Interkulturelle Personalentwicklung und Kommunikationsmanagement“ in einem Seminar zur Konzeptionierung und Methodik von interkulturellen Trainings.

Folgende Streitfrage wird hierbei beantwortet:

„Antirassismus-Trainings“ sollten nicht als solche betitelt werden, da das Konstrukt „Rasse“ nicht existiert.“ Diskutieren Sie diese Aussage und formulieren Sie, wenn nötig, alternative Veranstaltungsnamen.

Sollten „Antirassismus-Trainings“ als solche betitelt werden, obwohl das Konstrukt „Rasse“ nicht existiert? Wenn nein, gibt es Alternativbenennungen, die sinnvoll sind? Um diese Frage in ihrer Komplexität hinreichend diskutieren zu können, sind aus meiner Sicht zwei konstruktivistische Grundannahmen von zentraler Bedeutung:

- Sprache ist konstruiert, schafft Realitäten und beeinflusst das Denken. Sie existiert nicht kontextlos und ist geprägt von ihrer eigenen Historizität.
- „Rassen“ sind als diskursive Konstruktionen und nicht als „natürliche“ Gegebenheiten zu verstehen. Im Prozess des Rassifizierens, also dem Unterscheiden von Menschen in Gruppen, handelt es sich beim „Rasse“-Begriff um ein Legitimierungsinstrument zur Herrschaft von Menschen über Menschen (Mecheril und Melter 2010, S. 151-153).

Wir leben in einer Zeit, in der die Hypothese von eindeutig abgrenzbaren Menschenrassen aufgrund ihrer biologischen Merkmale längst widerlegt zu sein scheint. Eine Aufrechterhaltung des Wortes „Rasse“ berge daher die Gefahr, dass die Unterteilung von Menschen weiterhin geduldet, manifestiert und reproduziert wird. Entsprechend könnte das Ersetzen des Wortes ein Stück weit zum Ende von Rassismus beitragen beziehungsweise dessen Vergegenständlichung verhindern.

Weitgehend ist es bereits gesellschaftlich verpönt, dieses „Rassedenken“ weiterhin zu tragen. Erneut entflammte diesbezüglich die Debatte, ob das Wort „Rasse“ aus dem Grundgesetz gestrichen werden soll (Regierung für Streichung von „Rasse“ 2020).

Wozu auch ein Wort aufrechterhalten, dessen Inhalt nicht existiert? Die Antwort auf die Frage lässt sich in einem kurzen Zitat erahnen:

„Race does not exist.
But, it does kill people.“

(Colette Guillaumin 1999, S. 46)

Nicht die tatsächliche Existenz, sondern der Glaube an die Existenz von Menschengruppen ist von zentraler Bedeutung für die Diskussion. Das, was das Wort „Rasse“ abzubilden versucht, existiert nicht „wirklich“.

Dennoch bleiben die Mechanismen, Strukturen und Gedanken aus den Zeiten, an denen an dieses Bild geglaubt wurde, erhalten. Menschen denken in Kategorien und glauben an diese – sie rassifizieren. Hierbei ist „Rasse“ keineswegs mit „Rassismus“ gleichzusetzen.

Ersteres ist als Ergebnis des letzteren zu betrachten. Schlussendlich ist es auch der Rassismus, der Rassen konstruiert – nicht umgekehrt (Mecheril und Melter 2010, S. 151–153, 168–169). Auch ohne das Wort „Rasse“ würde Rassismus beziehungsweise das Rassifizieren bestehen, er würde nur andere Wege der Bezeichnung und Erklärung finden, beispielsweise in Kultur oder Religion.

Konsequenterweise soll es aus dem Grundgesetz auch nicht durch Umschreibungen wie „ethnische Zugehörigkeiten“ oder „Kultur“, sondern durch „rassistisch“ ersetzt werden (Regierung für Streichung von „Rasse“ 2020). Es verschiebt den Diskurs damit von der Struktur- zur Prozessperspektive.

Fest steht: Wir können Rassen nicht hinter uns lassen, solange das zugrundeliegende Phänomen in der Gesellschaft noch tief verankert ist. Aktuelle Diskussionen über „Racial Profiling“ und jüngste Geschehnisse in den USA und Deutschland – Stichwort George Floyd, Jacob Blake und Hanau – zeigen eindrücklich, dass wir den Punkt eines post-rassistischen Zeitalters bei weitem noch nicht erreicht haben.

Im schlimmsten Fall führt der Ersatz oder die Umschreibung von Rassenkonstruktionen dazu, dass der Diskurs über Rassismus, Macht- und Herrschaftsverhältnisse erschwert wird (Roig 2017, S. 626). Ebenso nimmt es ohne Ersatz den Betroffenen von Rassismus eine Möglichkeit, um über ihre Erfahrungen zu sprechen und sie zu reflektieren. Es zeigt sich also: Die „objektive“ Nicht-Existenz von Rassen kann nicht gleichgesetzt werden mit dem Denken und Handeln in Rassekonstruktionen oder Rassismus als solches.

Um „Rassen“ nachhaltig und sinnvoll aus dem Wortschatz verbannen zu können, muss zuerst der Rassismus in der Gesellschaft aufgebrochen werden. Dies kann jedoch nur passieren, wenn Menschen sich ihm in der Gesellschaft und in sich selbst bewusst werden.

Die Frage ist: Lässt sich Rassismus auch reflektieren und aufbrechen, ohne das Wort selbst im Trainingstitel aufzugreifen?

Verständlicherweise ist das Wort insbesondere in Deutschland ein stark beladenes und polarisierendes. Mit ihm wird der Holocaust und dessen strukturelle Vernichtung von Menschen aufgrund von Zuschreibungen verbunden. Es scheint sich als ein Artefakt zur Bezeichnung rechtsradikaler und -populistischer sowie nationalsozialistischer Randgruppen in ihren konkreten Anfeindungen festgesetzt zu haben. Diese Auffassung erschwert folglich einen Diskurs über gesamtgesellschaftliche Strukturen und eigene rassistische Anteile, schließlich möchte man nicht mit ihnen auf einer Stufe stehen.

Doch welche Alternativen gibt es sonst noch? Titel mit den Stichworten „Inklusion/Diversity/ Vielfalt“ oder „Interkulturalität“ sind nicht zureichend präzise oder ausdrucksstark. Sie treffen nicht die Essenz dessen, was „Rassismus“ inkorporiert, insbesondere bezüglich der Reflexion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen in der Gesellschaft. Hinzu implizieren sie selbst in Teilen Konstruktionen von Gruppen (Roig 2017, S. 623–625).

Noch weniger geeignet sind Titel, die „Fremdheit“ einschließen, beispielsweise „Training im Umgang mit Fremden(feindlichkeit)“, da diese noch mehr als die anderen automatisch „Othering“ durch imaginierte Fremd- und Eigenbilder produzieren. Ebenso zielt „Fremdenfeindlichkeit“ in Abgrenzung zu Rassismus primär auf individuelle, direkte Feindseligkeiten gegenüber Menschen und weniger auf strukturelle Machtverhältnisse.

Es erscheint falsch, all diese mindestens anteilig ungeeigneten Begriffe ersatzweise zu benutzen, nur um der starken Konnotation von „Rassismus“ auszuweichen und niemandem auf die Füße zu treten.

Stattdessen sollte der Rassismusbegriff selbst neu definiert werden. Er darf nicht mehr als Randphänomen verstanden werden.

Um ihn präzise beschreiben und greifbar machen zu können, bedarf es aus meiner Sicht auch das Wort „Rassismus“, sowohl im Allgemeinen als auch in entsprechenden Veranstaltungstiteln.

Offen bleibt die Frage, ob folglich auch der Titel „Antirassismus-Training“ die passende Bezeichnung für Veranstaltungen ist, die rassistische Strukturen, Handlungen und Gedanken ganzheitlich aufdecken, kritisch reflektieren und dekonstruieren wollen.

Aus einer rassismuskritischen Perspektive geht es in den Trainings darum, Räume zu schaffen, in denen Rassismus nicht als individuelle Schwäche oder Versagen, sondern als ein Denk- und Verhaltensmuster, in das wir alle eingewoben sind, aufgefasst wird (Mecheril und Melter 2010, S. 172).

Erst wenn dieses Ziel erreicht ist, lässt sich über Möglichkeiten zum Handeln und Verantwortung übernehmen sprechen, was den Rassismus letztlich aufbrechen kann.

Die Bezeichnung „Antirassismus-Training“ erschwert das Erreichen dieses Ziels aus mehreren Gründen: Ihr immanent ist das Ziel „gegen“ etwas zu sein, konkret gegen die Diskriminierung von Menschengruppen aufgrund bestimmter Merkmalszuschreibungen.

Dies ist problematisch, da Zuschreibungen wie „Schwarz“ oder „weiß“ hingenommen und nicht hinterfragt werden.

Im schlimmsten Fall werden Rassekonstruktionen fortgeschrieben und bestätigt (Thoma und Knappik 2015, S. 96).

Insgesamt sind häufige Kritikpunkte am Antirassismusbegriff:

(1) ein Moralismus aus der Annahme zu wissen, was das „Richtige“ und was das „Falsche“ ist, gegen das sich das Training richtet,

(2) ein Essentialismus, der eine benachteiligte, herabgesetzte Opfer- sowie eine handlungsfähige, rassistische Tätergruppe konstruiert und gleichzeitig andere Differenzen wie Geschlecht oder Klassen vernachlässigt sowie

(3) ein Reduktionismus von Gründen des Rassismus auf vermeintliche Vorurteile oder ökonomische Gewinnmaximierung in Verbindung mit vermeintlich einfachen Problem- und Lösungsperspektiven (Mecheril und Melter 2010, S. 170–172).

All dies führt zu der Schlussfolgerung, dass auch mit „Antirassismus“ kein ausreichend geeigneter Veranstaltungstitel gefunden ist. Eine Umbenennung erscheint daher sinnvoll bezüglich des Präfixes „Anti“, nicht aber bezüglich „Rassismus“.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Ansprüche an einen passenden Veranstaltungstitel extrem hoch sind, selbst ohne genauere Betrachtung der Inhalte. Der Titel muss präzise sein, aber gleichzeitig nicht einengend.

Er sollte keine falschen Hoffnungen wecken, dass Rassismus leicht zu überwinden sei oder dass man selbst keine Anteile daran habe, aber er sollte auch nicht vermitteln, dass ein Kampf gegen Rassismus aussichtslos ist. Er darf in sich selbst keine Rassekonstruktionen beinhalten, aber auch nicht dessen Existenz in der Gesellschaft verkennen.

Und nicht zuletzt sollte – damit man nicht immer „gegen“, sondern auch „für“ etwas eintreten kann – darüber nachgedacht werden, wie man den erstrebenswerten Zustand nennen möchte, der nach der Überwindung von Rassismus folgt. Bis dahin stelle ich folgende Titel zur weiteren Debatte:

- „Über Rassismus sprechen lernen“,
- „Rassismus erkennen und überwinden“,
- „Rassismuskritisches Bewusstsein und Handeln entwickeln und stärken“.

Literaturverzeichnis

Guillaumin, Colette (1999): „I Know It's not Nice, but ...“. The Changing Face of Race. In: Toress, Rodolfo D.; Mirón, Louis F.; Inda, Jonathan Xavier (Hg.): Race, Identity and Citizenship. Oxford: Blackwell, S. 39-47.

Mecheril, Paul; Melter, Claus (2010): Gewöhnliche Unterscheidungen, Wege aus dem Rassismus. In: Sabine Andresen, Klaus Hurrelmann, Christian Palentien und Wolfgang Schröer (Hg.): Migrationspädagogik. Weinheim, Basel: Beltz Verlag (Studium Paedagogik), S. 150-178.

Regierung für Streichung von „Rasse“ (2020). In: Tagesschau, 12.06.2020. Online verfügbar unter <https://www.tagesschau.de/inland/gruene-grundgesetz-rasse-streichen-103.html>, zuletzt geprüft am 28.08.2020.

Roig, Emilia (2017): Uttering „race“ in colorblind France and post-racial Germany. In: Karim Fereidooni und Meral El (Hg.): Rassismuskritik und Widerstandsformen: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 613-628.

Thoma, Nadja; Knappik, Magdalena (Hg.) (2015): Sprache und Bildung in Migrationsgesellschaften: transcript-Verlag.



Monzer Haider

BLOSS NICHT DIE FEHLER DER VERGANGENHEIT WIEDERHOLEN!

März 2021

Mein Name ist Monzer Haider und „Grüß Göttle“ ist eines meiner Lieblingsworte, mit dem ich Menschen gerne begrüße. Ich verstehe zwar kein Schwäbisch, aber ich als syrisch-kurdischer Schwabe lebe gerne im Schwabenländle. 2013 kam ich als Geflüchteter nach Deutschland. Seit meiner Ankunft beschäftige ich mich mit der „Integration“ und möchte ihr Verständnis revolutionieren. Dabei setze ich mich für eine offene, tolerante und vielfältige Gesellschaft ein, in der jedes Individuum sich wohl fühlt und vertreten wird.

"Gast-Geber:in-Modell schadet der Integration

Nach dem Zweiten Weltkrieg warb Deutschland Hunderttausende ausländische Arbeitskräfte an, um den Arbeitskräftemangel in der Nachkriegszeit auszugleichen. Viele davon kamen aus Italien, Griechenland, Spanien und in großer Zahl aus der Türkei. Diese Menschen spielten beim Wiederaufbau Deutschlands sowie beim sogenannten Wirtschaftswunder eine wesentliche Rolle, die von allen Seiten zu würdigen ist. Sie wurden bzw. werden immer noch als „Gastarbeiter:innen“ bezeichnet, da man davon ausging, dass sie nach dem Erreichen ihrer wirtschaftlichen Ziele Deutschland verlassen würden. Dementsprechend erhielten sie zunächst für nur ein Jahr das Aufenthaltsrecht. Sie arbeiteten unter schweren Arbeitsbedingungen, vor allem in der Landwirtschaft, im Baugewerbe, in der Eisen- und Metallindustrie und im Bergbau.

Damals wurden sie von der deutschen Regierung, die wenige Maßnahmen zur Integration dieser Menschen ergriffen hatte, im Stich gelassen, lebten in Sammelunterkünften, konnten keine Sprachkurse besuchen und hatten kaum soziale Kontakte mit der deutschen Gesellschaft. Außerdem wurden sie mitsamt ihrer Kultur, Sprache und Religion als „fremd“ wahrgenommen. Sowohl die deutsche Politik, als auch die deutsche Gesellschaft dachten, dass die ausländischen Arbeitskräfte genügend Geld für ihre Familien ansparen und danach in ihr altes Leben zurückkehren wollten. Doch eine große Zahl dieser Menschen ist in Deutschland geblieben, ihre Kinder und Enkelkinder sind hier geboren, aufgewachsen und sozialisiert worden.

Meines Erachtens lag der größte Fehler der deutschen Regierung darin, dass sie eine kurzsichtige Integrationspolitik betrieb, welche teilweise bis heute fortgeführt wird. Eine zentrale Frage der „erfolgreichen“ Integration von Menschen mit Migrationshintergrund ist die nach ihrer Identitätszugehörigkeit, die zum Beispiel in der ersten Generation der „Gastarbeiter:innen“ gar nicht thematisiert wurde. Ihnen wurde sowohl auf gesellschaftlicher als auch auf wirtschaftlicher und politischer Ebene das Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Gesellschaft nicht gegeben. Sie wurden nicht als aktive Mitglieder wahrgenommen, welche das Land mit ihrer kulturellen, religiösen und sprachlichen Vielfalt bereicherten. Andererseits wurde die Frage nach der Identifikation mit der deutschen Gesellschaft seitens der ersten Generation der „Gastarbeiter:innen“ ebenfalls nicht ernsthaft diskutiert. Doch die dritte Generation, also diejenigen, deren Eltern bereits in Deutschland geboren wurden, beschäftigt sich verstärkt mit der Frage der Zugehörigkeit und sucht diesbezüglich nach Orientierungspunkten und Gleichheitsgrundsätzen.

In diesem Zusammenhang und nach dem Fall des deutschen Nationalspielers Mesut Özil (der sich mit Erdoğan fotografieren ließ) führte die Universität Duisburg-Essen im Jahr 2018 eine Studie zur Identifikation türkischstämmiger Zuwanderer:innen mit der deutschen und der türkischen Politik durch. Als zentrales Ergebnis dieser Studie wurde festgestellt, dass die Verbundenheit mit der Türkei zunimmt, während die Verbundenheit mit Deutschland abnimmt. Meines Erachtens betreibt die türkische AKP-Regierung eine Politik, die auf die Ansprache der türkischstämmigen Menschen im Ausland als Mitglieder der türkischen Gesellschaft abzielt, auch wenn sie davon weit entfernt sind.

Betrachtet man die deutsche Integrationspolitik ab dem Jahr 2015, in der Deutschland Hunderttausende Geflüchtete empfing, so stellt man fest, dass sich die Integrationspolitik in vielen Bereichen bezüglich der Sprach- und Integrationskurse sowie der Arbeitsintegration positiv verändert hat, allerdings nicht in Bezug auf die Identifikationsfrage. Es wird leider immer noch von „Gästen“ gesprochen, wenn über Geflüchtete gesprochen wird.

In einem Gespräch mit einem Anwalt sowie einem ehemaligen Bundestagsabgeordneten über eine „erfolgreiche“ Integration erzählten diese mir von dem „Gast-Gastgeber:in-Modell“. Demnach müssen die Geflüchteten sich als Gäste fühlen und sich dementsprechend an die Hausregeln der Gastgeber:innen halten. Doch dadurch wiederholt sich der gleiche Fehler der Vergangenheit, wenn die Neuankömmlinge immer noch als Gäste wahrgenommen werden, zumal wir genau wissen, dass viele dieser „Gäste“ in ihrer neuen Heimat bleiben werden wollen beziehungsweise müssen. Das Bild des „Gastes“ suggeriert, dass der Gast seine Meinung zur Veränderung der Hausregeln nicht äußern kann.

Komplizierter wird es, wenn die Geflüchteten sich tatsächlich als Gäste wahrnehmen und sich aus dem gesellschaftlichen und vor allem aus dem politischen Leben fernhalten, weil sie an die Begrenztheit ihres Einflusses auf die gesellschaftliche sowie politische Entwicklung des Landes glauben. Dadurch entsteht Verdrossenheit und die Schere zwischen ihnen und der deutschen Politik vergrößert sich. So entstehen langfristige Probleme, mit denen die dritte beziehungsweise die vierte Generation der „Gastarbeiter:innen“ nun konfrontiert ist.

Aus diesem Grund ist es notwendig, die Menschen, die in Deutschland leben, in die Gesellschaft einzubinden und sie als wesentlichen Bestandteil bei der (politischen) Gestaltung des Lebens in Deutschland wahrzunehmen. Vor allem, weil zahlreiche dieser Menschen gemäß dem deutschen Staatsangehörigkeitsrecht die Möglichkeit haben, Anträge auf Einbürgerung zu stellen und somit wahlberechtigte Bürgerinnen und Bürger dieses Landes zu werden. Diese Entwicklung sehen wir bei den zahlreichen syrischen Geflüchteten, die in der letzten Zeit die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten haben.

„Wir riefen Arbeitskräfte und es kamen Menschen“,

... sagte einst der schweizerische Schriftsteller Max Frisch in Bezug auf die „Gastarbeiter:innen“.

Heute kann man sagen, dass Menschen gezwungen wurden, ihre Länder zu verlassen. Für eine „erfolgreiche“ Integration muss den Menschen eine Heimat der Zugehörigkeit angeboten werden. Ein grundsätzliches Merkmal dieser Heimat ist meiner Meinung nach die politische Integration von Geflüchteten. Daran sollte die Politik denken und schnell agieren.



Raja-Léon Hamann

MY SKIN A SHELL THAT CAGES

Juli 2021

Ich bin Afrodeutsch, bin Sohn eines Schwarzen Nigerianers und einer weißen Deutschen, bin ich Schwarz?, in Deutschland mit meiner weißen Familie aufgewachsen, bin ich weiß?, bin Sohn eines Braunen Indo-Niederländers und einer weißen Deutschen, bin ich Braun?, promoviere in der Kultur- und Sozialanthropologie an der Uni Halle zu den Themen Identitätspolitik, Rassismus und soziale Gerechtigkeit in den USA, setze mich für intersektionale Emanzipation ein, mag Lesen, Literatur, Fotografie, Film, Musik, Salsa, Tennis, Kochen, liebe meine Katze und meine Partnerin.

my skin a shell
that cages that shackles
me inside
my blackened body
bearing no resemblance to
this mind of mine
a clutter of loose
ends unspoken by
their language never to be
spoken aptly
by any of my
kind My skin? To have a color
I call mine a wholesome soul I desire
the unblemished pale shallowness of
others envy the naïve straightness maleness
never to be mine
for I have grown
this being
un-made from guilt and venom spit
upon my kind
cohering this shell that I must call
mine this shell
that I will call
mine



Monzer Haider

SO WIE ICH MICH INTEGRIEREN SOLL, SOLL DIE MEHRHEITSGESELLSCHAFT SICH AUCH INTEGRIEREN!

September 2021

Mein Name ist Monzer Haider und „Grüß Göttle“ ist eines meiner Lieblingsworte, mit dem ich Menschen gerne begrüße. Ich verstehe zwar kein Schwäbisch, aber ich als syrisch-kurdischer Schwabe lebe gerne im Schwabenländle. 2013 kam ich als Geflüchteter nach Deutschland. Seit meiner Ankunft beschäftige ich mich mit der „Integration“ und möchte ihr Verständnis revolutionieren. Dabei setze ich mich für eine offene, tolerante und vielfältige Gesellschaft ein, in der jedes Individuum sich wohl fühlt und vertreten wird.

Seit meiner Ankunft in Deutschland höre ich ständig das Wort „Integration“ oder den Satz „Du solltest dich hier integrieren, um gut und problemlos leben zu können“.

Ehrlich gesagt wusste und weiß ich immer noch nicht, was unter dem Begriff „Integration“ zu verstehen ist, aber in aller Munde ist.

Eins weiß ich aber sicher: Dass ich, wie alle geflüchteten Menschen, der Hauptgegenstand des Integrationsfeldes bin, aber gleichzeitig der passive Teil in der Integrationsdebatte.

Leider geschieht es selten, dass geflüchtete Menschen selbst zu Wort kommen, um ihre Meinung als Hauptakteur:innen in der Integration(-sdebatte) äußern können.

Einer der Gründe dafür liegt meines Erachtens in der öffentlichen Wahrnehmung des Integrationsverständnisses beziehungsweise der Integrationsgeschichte seitens der Mehrheitsgesellschaft.

Lange Zeit beziehungsweise bis heute geht man von der Selbstverständlichkeit der Antworten auf die folgenden Fragen aus: „Was ist Integration?“, „wer soll sich überhaupt integrieren?“, „wozu soll man sich integrieren?“, „wer hat eigentlich das Recht, die Integration zu definieren?“ oder „wann ist man integriert?“.

In diesem Zusammenhang ist die Integrationsfrage eine Frage von Machtressourcen und -verhältnissen, durch welche das Integrationsverständnis in den politischen sowie gesellschaftlichen Diskursen von der einseitigen Vorstellung der privilegierten Mehrheitsgesellschaft bestimmt wird.

Dies führt selbstverständlich dazu, dass über und nicht mit geflüchteten Menschen bezüglich der integrationsbezogenen Felder geredet wird. Darüber hinaus hat sich die deutsche Politik lange Jahre geweigert, Deutschland als ein Einwanderungsland zu sehen, wodurch der Status von Menschen mit Migrationsgeschichte aufgrund ihrer Nicht-Zugehörigkeit zur einheimischen Gesellschaft negativ beeinflusst wurde.

Betrachtet man die deutsche Integrationsdebatte genauer, stellt man fest, dass sie sich hauptsächlich auf zwei Punkte fokussiert. Der erste Punkt besteht darin, dass Menschen mit einer Migrationsbiografie die einzige Zielgruppe der Integrationspolitik sind, wodurch die „Migration“ und „Integration“ über die Kategorien „das Eigene“ und „das Andere“ definiert werden.

Denn alle, die nicht als Teil des „Eigenen“ verstanden werden, sind automatisch integrationspflichtig, während die eigene Gruppe aufgrund der Machtverhältnisse das Bestimmungsrecht dazu hat, auf die anderen Gruppen zu zeigen und ihnen Integrationsbefehle und -hinweise zu geben. Der zweite Punkt ist, dass die integrationsbezogenen Diskurse politisch und teilweise ideologisch geprägt sind und sie in einer imperativen Form geführt werden, ohne die Involvierung der betroffenen Menschen. Diese Art der Aufforderung zur Integration schafft eine Atmosphäre, die mit Negativität und Misstrauen behaftet ist. Eine solche imperative Art der Integrationssprache zeigt deutlich die von der Mehrheitsgesellschaft wahrgenommene Andersheit der geflüchteten Menschen, ihrer Kultur, Sprache und Religion.

Mit dieser Wahrnehmung entsteht eine Fremdmachung der „Anderen“, für deren erfolgreiche Integration die Ergreifung von raschen Maßnahmen notwendig sei. Denn dadurch soll die angebliche Überfremdung vermieden und die kulturellen Werte des Abendlandes geschützt werden.

Die Vorstellung und das Gefühl zu haben, für den Integrationsprozess keine Bemühungen und Leistungen erbringen zu müssen beziehungsweise von der Integration nicht betroffen zu sein, erzeugt ein Überlegenheitsgefühl gegenüber den sich um Integration bemühenden Menschen. Denn dadurch erhält man mühelos ein kostenloses Zugehörigkeitsticket zu der Gruppe, die die Macht und das Recht hat, eine erfolgreiche Integration zu definieren.

Hier wird die Eigenbeschreibung als Basis für „richtig“ und „falsch“, „eigen“ und „fremd“, „deutsch“ und „nichtdeutsch“ verstanden. Darüber hinaus dient das Gefühl des Nichtintegrationsbedürfnisses einerseits der Konstruktion einer dominanten Selbstbildes, einer nationalen Identität sowie der Homogenisierung der Eigengruppe, die als „Abstammungsgemeinschaft“ verstanden wird.

Andererseits wird die Identität aller Menschen mit Migrationsbiographie homogenisiert und sie werden als ein definiertes Kollektiv wahrgenommen, welches sich aufgrund ihrer Migrations- und/oder Fluchtgeschichte zu integrieren hat.

Solche Homogenisierungstendenzen sind oft in der Integrationsdebatte zu sehen, wodurch die Identität der Menschen mit einer Fluchtgeschichte von der Mehrheitsgesellschaft als essentialistisch betrachtet und somit die individuelle Identität jeder geflüchteten Person untergraben wird. Dies führt dazu, dass die Geflüchteten nicht als Menschen mit vielfältigen Lebensgeschichten und Identitäten wahrgenommen werden, sondern als Zahlen innerhalb einer Statistik, deren Zunahme als (kulturelle) Bedrohung für die Mehrheitsgesellschaft dargestellt wird.

Als geflüchtete Person, von der erwartet und verlangt wird, sich in die deutsche Gesellschaft, in die „deutsche“ Kultur und in die „deutschen“ Werte zu integrieren, möchte ich die folgenden Fragen stellen: Wieso denken wir lediglich an die Menschen mit einer Migrationsbiographie und/oder einer Fluchtgeschichte, wenn die Rede von Integration ist? Sind alle deutschen Menschen ohne Migrationsbiographie automatisch integriert und somit von der geführten Integrationsdebatte nicht betroffen? (Über die Beantwortung dieser Fragen würde ich mich sehr freuen).

Wenn wir als Menschen in einer immer komplexer werdenden Welt gut zusammenleben wollen, ist aber eines unerlässlich: Wir sollten uns gegenseitig als Menschen anerkennen und uns auf Augenhöhe begegnen. Die gesamte Weltgesellschaft, übrigens auch die Gesellschaft in Deutschland, ist in einem dynamischen Entwicklungsprozess, der nie aufhören wird.

Die eigene Kultur als Ort zu definieren, zu dem die Menschen sich integrieren sollen, zeigt die Essentialisierung, Dichotomisierung und Hierarchisierung von Kulturen, wobei wir genau wissen, dass die Kultur von Menschen gemacht wird; und sowohl die Menschen als auch die Kultur befinden sich in einem unendlichen Veränderungsprozess. Alle in Deutschland lebenden Menschen (und hier meine ich alle Menschen) sollten sich am Grundgesetz orientieren und sich in ihre universalen Werte integrieren.

Der dritte Artikel des Grundgesetzes betont die Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz. In diesem Zusammenhang sollte in der Gesellschaft die Wichtigkeit dessen betont werden, dass alle Menschen, mit oder ohne Migrationsgeschichte und/oder Fluchterfahrung sich um die Integration in das Grundgesetz bemühen sollen, denn die Orientierung am Grundgesetz stellt die Basis unseres friedlichen, demokratischen und gesellschaftlichen Mit- und Füreinanders dar.

Darüber hinaus ist es von zentraler Bedeutung, dass man sich um die Integration in das Verständnis unterschiedlicher und vielfältiger kultureller, religiöser, sprachlicher und geschlechtlicher Lebensweisen von Menschen bemüht und dabei zugibt, dass diese vielfältigen Lebensidentitäten die Kraftquelle für unseren Zusammenhalt bilden. Mit diesem Integrationsverständnis sollen sich alle in Deutschland lebenden Menschen unabhängig von ihrem Herkunftshintergrund von einer Integration, die nicht auf einseitiger Anpassung basiert, angesprochen fühlen, sodass sich jede:r an dieser Stelle fragen soll, ob er oder sie integriert ist.

Die Aufnahme von geflüchteten Menschen sollte nicht als eine politische, wirtschaftliche, soziale oder kulturelle Herausforderung verstanden werden. Vielmehr sollte sie eine Chance für Deutschland darstellen, seine kollektive Identität weiterzuentwickeln.

Die Aufnahme von geflüchteten Menschen sollte nicht als eine politische, wirtschaftliche, soziale oder kulturelle Herausforderung verstanden werden. Vielmehr sollte sie eine Chance für Deutschland darstellen, seine kollektive Identität weiterzuentwickeln.



Djamilia Prange de Oliveira

**“GEH ZURÜCK INS BANANENLAND”
– AFROZENSUS GIBT ERSTMALS
EINBLICKE IN DIE
LEBENSREALITÄTEN
SCHWARZER MENSCHEN IN
DEUTSCHLAND**

Januar 2022

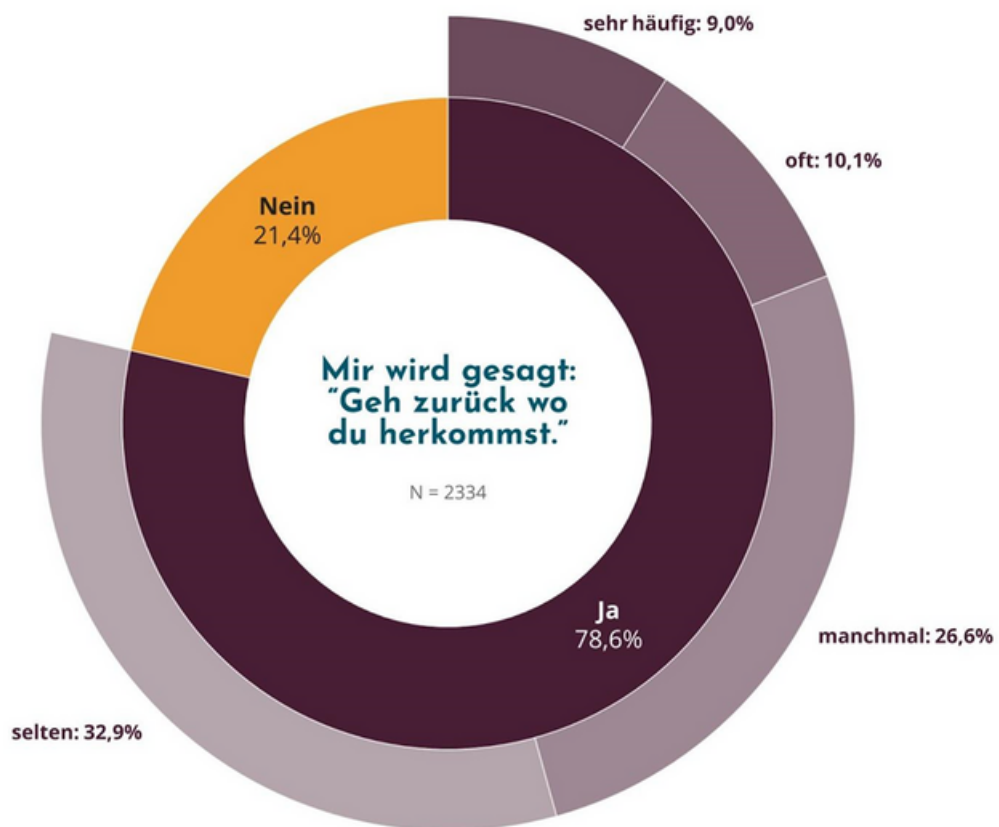
Djamilia Prange de Oliveira ist freie Redakteurin und studiert im Master globale Geschichte in Berlin mit den Schwerpunktregionen Lateinamerika und Naher Osten. Wenn sie nicht gerade in Berlin ist, ist sie meistens in Brasilien oder Israel und setzt sich zum Beispiel mit Religion, Kolonialismus, Innovation und Digitalisierung auseinander.

Im November 2021 wurde der Afrozensus veröffentlicht, die erste systematische Befragung der Lebensrealitäten von Afrodeutschen, afrodiasporischen und Schwarzen Menschen in Deutschland. Die Befragung macht deutlich, dass Rassismus in Deutschland vor allem eins ist: ein Strukturproblem. Und als solches sollte es auch erkannt und angegangen werden. Das Perspektiven of Color Projekt gibt einen Einblick in den Bericht.

Das Video, das zeigt, wie Adegbayi B. im November 2021 in Berlin von einer weißen Frau rassistisch beleidigt und angespuckt wird, erweckt unangenehme Erinnerungen. "Geh zurück ins Bananenland", "Affe", "Ich war hier zuerst" oder "nur, weil du weiß sein willst", sind ein paar der Parolen, die mir wütende, weiße Männer in den vergangenen zwei Jahren ins Gesicht gebrüllt haben. Erinnerungen, die keine vereinzelt, unglücklichen Zufälle sind, sondern viel mehr ein strukturelles Problem unterstreichen. Ein Problem, von dem alle wissen, dass es existiert, das aber lieber gemieden wird. Parolen, die PoC (People of Color) in Deutschland aus ihrem eigenen Alltag kennen.

Das macht der Afrozensus deutlich, der wenige Tage nach Adegbayis traumatisierender Rassismuserfahrung veröffentlicht wurde. Es ist die erste groß angelegte Befragung, die die Rassismuserfahrungen Schwarzer, afrikanischer und afrodiasporischer Menschen in Deutschland sammelt und aufbereitet. An der Befragung nahmen ca. 6000 Menschen teil. 78,6 % der Befragten wird laut Afrozensus von Rassisten gesagt, sie sollen dahin zurückgehen, wo sie herkommen. Die Mehrheit von ihnen (71%) kommt aus Deutschland. Ein Glück, dass es in Wahrheit weder das Bananenland noch das Taka-Tuka-Land gibt.

„Mir wird gesagt, ich solle dahin zurückgehen, wo ich herkomme.“ (n = 2334)



Lesebeispiel: Mehr als drei Viertel der Afrosensus-Befragten (78,6 % von 2334) geben an, dass sie die Situation erleben, dass ihnen gesagt wird: „Geh zurück, wo du herkommst.“. Fast jede 10. Person (9,0 %) gibt an, dass diese Situation „sehr häufig“ vorkommt.

Quelle: Abb. 71 in Aikins, M A; Bremberger, T; Aikins, J K; Gyamerah, D; Yildirim-Caliman, D (2021): Afrosensus 2020 | Datenteam: Reiber, L; Vivanco, J | Design: Scherer, C
Lizenz: CC-BY-NC by EOTO & CFE | afrosensus.de

“Sei nicht so empfindlich!”

Aber Rassismus gibt es wirklich - und zwar auch bei uns in Deutschland, wo über eine Millionen Menschen afrikanischer Herkunft leben.

Trotzdem gab es bis dato keine umfangreiche wissenschaftliche Studie, Umfrage oder Statistik zu Schwarzen Communities und ihren Lebensrealitäten. Dass viele, wenn nicht die meisten von ihnen, von Rassismus betroffen sind, ist kein Geheimnis.

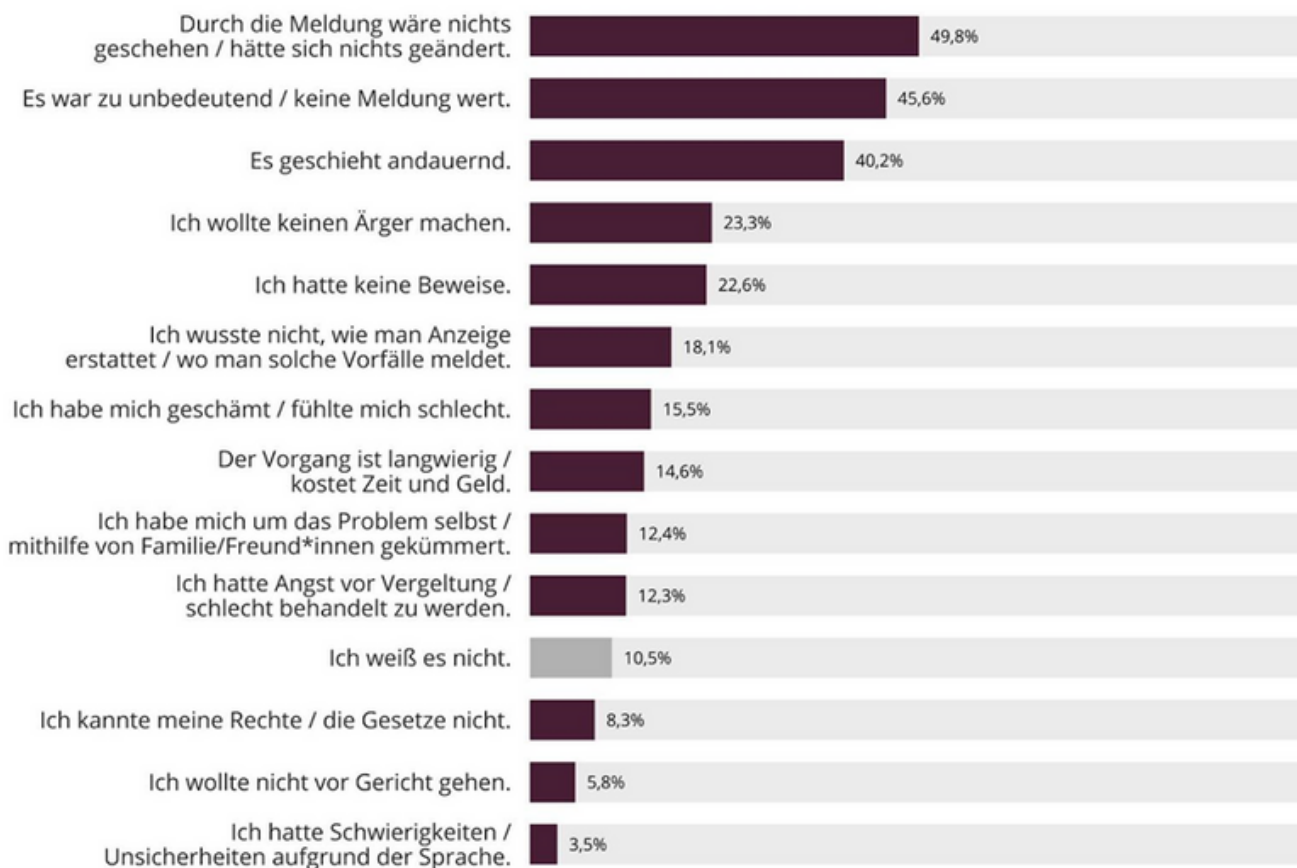
Doch ihre Rassismuserfahrungen werden in unserer Gesellschaft nicht ernst genommen und oft unter den Tisch gekehrt, wie aus dem Bericht hervorgeht.

93,3 % der Befragten gaben an, dass ihnen nicht geglaubt wird oder gesagt wird, sie seien zu empfindlich, wenn sie Rassismuserfahrungen ansprechen.

Die Verleugnung von Rassismus ist ein wiederkehrendes Muster, das dazu führt, dass Betroffene Rassismuserfahrungen nicht melden.

Unter den Afrozensus-Befragten sind es ganze 77,8 %. Die 22,2 %, die es tun, machen überwiegend schlechte Erfahrungen: Für 61,4 % gab es keine Konsequenzen nach der Meldung beziehungsweise Anzeige eines diskriminierenden Vorfalls.

Gründe dafür, den diskriminierenden Vorfall nicht zu melden (n = 2603, Mehrfachantworten möglich)



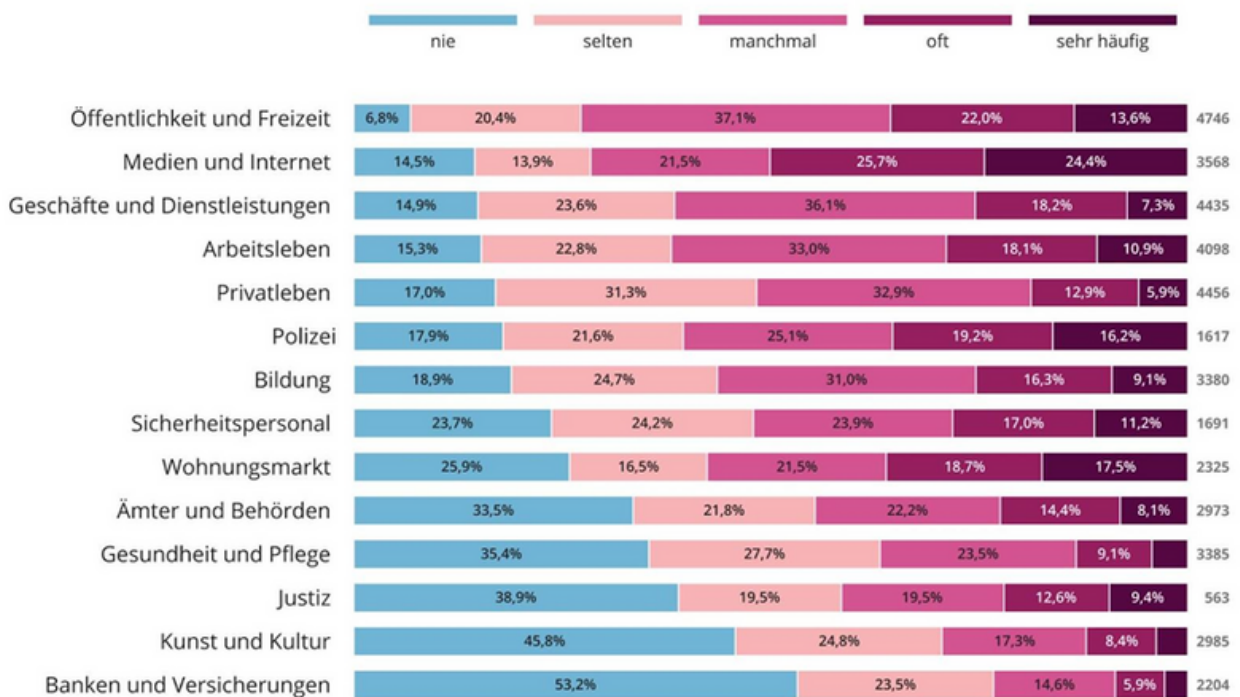
Lesebeispiel: Mehr als 1 von 10 Afrozensus-Befragten (12,4 % von 2603) geben an, darauf verzichtet zu haben, den diskriminierenden Vorfall zu melden, da sie sich unter anderem selbst oder mithilfe von Familie/Freund*innen um das Problem gekümmert haben.

Erstmalig verschafft der Afrozensus solchen Erfahrungen Sichtbarkeit. Und gerade deshalb sei er so wichtig, findet die 27-jährige Medizinstudentin Danai Kuhn von Perspektiven of Color: "Ich bin kein Einzelfall mehr oder habe Situationen überbewertet, sondern was ich erlebt habe, war Rassismus, den auch viele andere Schwarze, PoC und afrodeutsche Menschen erleben."

Kann ich mal deine Haare anfassen?

Ein Beispiel: Schwarze Menschen kennen den oftmals ungefragten Griff ins Haar zu gut, unter den 6000 Befragten sind es 90 %. Knapp die Hälfte gab an, dass ihnen das "häufig" (20,6 %) oder "sehr häufig" (28,4 %) passiert. Neben den bereits erwähnten Szenarien und dem "klassischen" Griff ins Haar gibt der Afrozensus Einblicke in das Erleben und die Diskriminierungserfahrungen Schwarzer und afrodiasporischer Menschen in 14 verschiedenen Lebensbereichen. Dazu gehören zum Beispiel der Arbeitsplatz, die Polizei, Kunst und Kultur, Ämter und Behörden oder der Wohnungsmarkt, wo 36,2 % der Befragten oft oder sehr häufig Diskriminierung erleben.

Relative Häufigkeit von eigenen Diskriminierungserfahrungen der Afrozensus-Befragten nach Lebensbereichen



Lesebeispiel: Mehr als ein Viertel der Afrozensus-Befragten, die in den letzten zwei Jahren Kontakt zum Lebensbereich „Medien und Internet hatten (25,7 % von 3568), gibt an, dort „oft“ diskriminiert worden zu sein.

Quelle: Abb. 22 in Aikins, M A; Bremberger,T; Aikins, J K; Gyamerah, D; Yildirim-Caliman, D (2021): Afrozensus 2020 | Datenteam: Reiber, L; Vivanco, J | Design: Scherer, C
Lizenz: CC-BY-NC by EOTO & CFE | afrozensus.de

Tatsächlich werden solche "klassischen" Rassismuserfahrungen durch die weitverbreitete Verleugnung von Rassismus oft weder von Betroffenen noch von TäterInnen als solche wahrgenommen. Denn ein "Sei nicht so empfindlich!" oder "Stell dich nicht so an!" macht etwas mit den Betroffenen, wie der Afrozensus zeigt.

Die Aufbereitung und Sichtbarmachung von Rassismuserfahrungen ermöglicht es, rassistische Taten als solche einzuordnen und auf eine Definition von Anti-Schwarzem Rassismus hinzuarbeiten.

Auch Künstlerin und Perspektiven of Color Mitglied Clarita Maria, die selber an der Afrozensus-Befragung teilgenommen hat, konnte ihre Rassismuserfahrungen erst viel später als solche begreifen. "Ich bin in Namibia aufgewachsen, eine ehemalige deutsche Kolonie. Bis zur Oberstufe war ich die einzige Schwarze Afrikanerin in meiner Klasse. Damals sind mir Dinge passiert, die ich erst sehr spät verstanden habe, als ich nach Deutschland gekommen bin. Mit ungefähr 19, 20 habe ich erstmals meine Erfahrungen als Rassismus bezeichnen können. Es ist frustrierend, dass wir eine kollektive Umfrage brauchen, um der Gesellschaft zu zeigen, dass Deutschland ein Rassismusproblem hat. Aber gleichzeitig sind die Resultate etwas Greifbares. Sie haben das Potenzial, uns gegen rassistische Menschen und Institutionen, die unsere Rassismuserfahrungen abwerten, zu schützen."

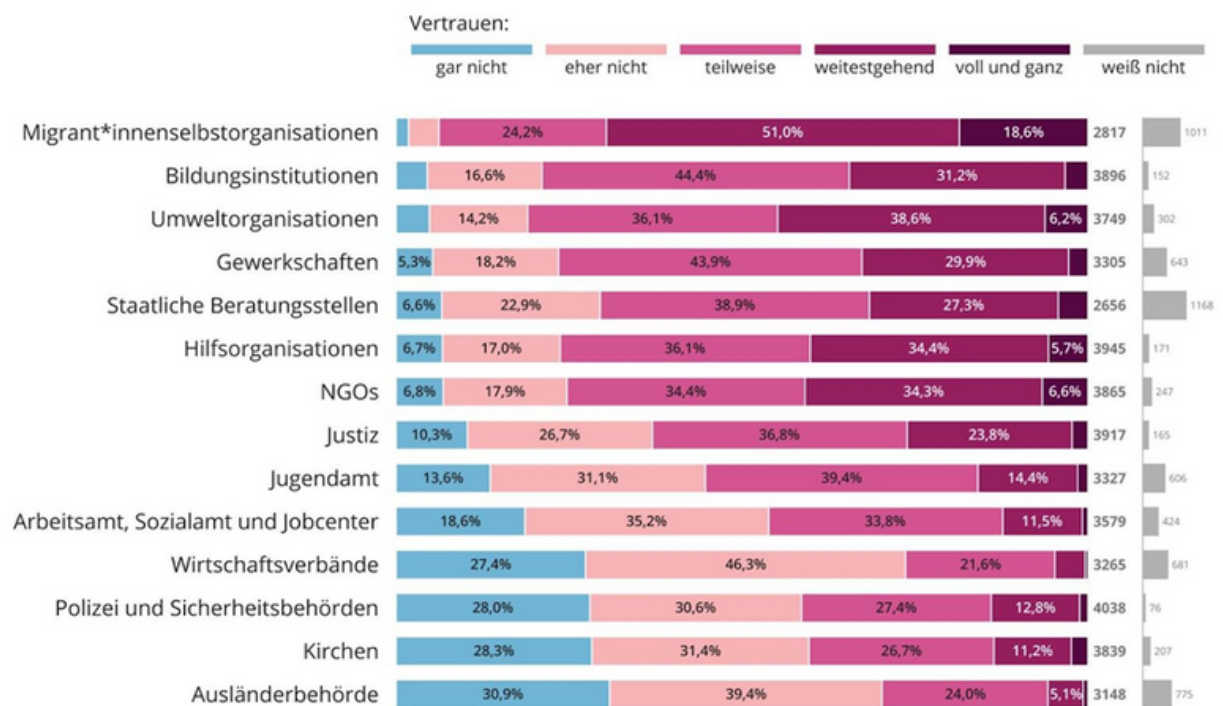
Schwarze Frauen
werden sexualisiert

Schwarze Männer kriminalisiert

Die Diskriminierung, die Schwarze Menschen in allen Lebensbereichen und Institutionen in Deutschland erfahren, führt zu einem Mangel an Vertrauen in Institutionen und politische Parteien. Besonders ausgeprägt ist der Mangel an Vertrauen in die Ausländerbehörde (30,9 %), in Kirchen (28,3 %) und die Polizei (28 %).

Diese Zahlen zeigen auch, welche Institutionen sich aktiv am Rassismus beteiligen - im Namen des Staates. So gaben 56 % der Befragten an, grundlos von der Polizei kontrolliert und verdächtigt zu werden. Weitere 56 % gaben an, gefragt zu werden, ob sie Drogen verkaufen.

Vertrauen der Afrozensus-Befragten in Organisationen bzw. Institutionen



Lesebeispiel: Etwa 7 von 10 Afrozensus-Befragten (69,6 % von 2817) geben an, Migrant*innenselbstorganisationen „voll und ganz“ oder „weitestgehend“ zu vertrauen. 1011 befragte Personen geben an, dazu keine Einschätzung geben zu können.

Quelle: Abb. 90 in Aikins, M A; Bremberger, T; Aikins, J K; Gyamerah, D; Yildirim-Caliman, D (2021): Afrozensus 2020 | Datenteam: Reiber, L; Vivanco, J | Design: Scherer, C
Lizenz: CC-BY-NC by EOTO & CFE | afrozensus.de

Während Schwarze Männer häufiger kriminalisiert werden, werden insbesondere Schwarze Frauen und Schwarze trans- und nicht-binäre Personen häufig sexualisiert. Fast 80 % der Befragten erhalten auf Dating-Apps sexualisierte Kommentare bezüglich Herkunft und Aussehen; ein Drittel wurde bereits pauschal für eine*n Sexarbeiter*in gehalten.

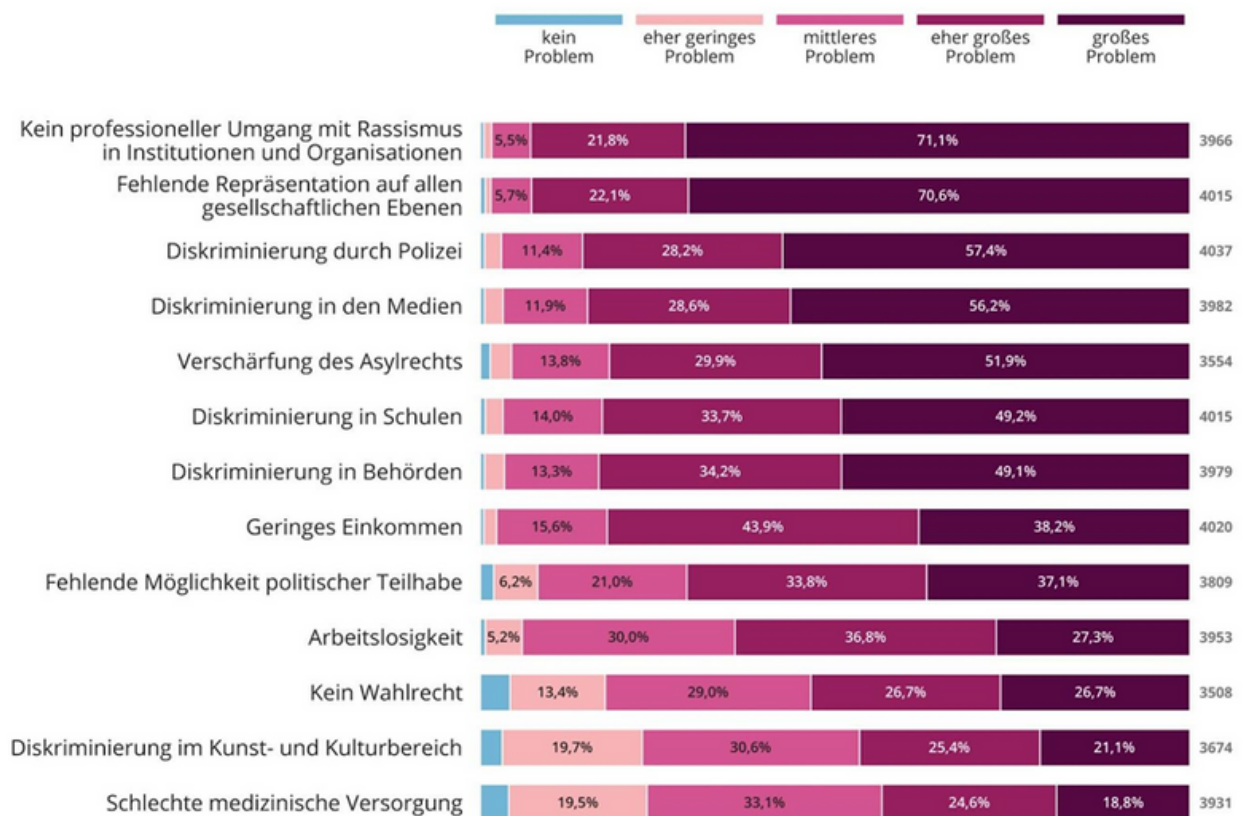
Nichtzugehörigkeit und Aberkennung von Kompetenzen

Die Aberkennung von Fachkompetenzen ist eine weitere Facette der Homogenisierung und Entindividualisierung Schwarzer Menschen. Über 70 % gaben an, bereits für eine Servicekraft, Reinigungskraft oder eine*n Verkäufer*in gehalten zu werden, während neun von zehn Afrozensus-Befragten für ihr "gutes Deutsch" gelobt wurden, obwohl Deutsch ihre Muttersprache ist.

Eine Afrozensus-Teilnehmerin erzählt: „Ich wurde in der öffentlichen Toilette im Einkaufszentrum beim Händewaschen auf die dreckige Kabine aufmerksam gemacht, weil man automatisch dachte[,] Schwarze Frauen sind immer die Toilettenfrauen“ (218).

Genauso üblich ist es, dass Schwarze Ärzt*innen oder Jurist*innen nicht als solche ernst genommen werden, wie eine betroffene Teilnehmerin schildert: „Ich bin Juristin. Während des Referendariats musste ich deshalb oft zu Gericht. Während meine Kollegen ohne Probleme ein- und ausgehen konnten, wurde ich regelmäßig von den Justizbeamten angehalten und gefragt, was ich im Gericht zu erledigen hätte. Einmal wurde ich auf meine Antwort, dass ich Referendarin bin, von den ausschließlich weißen männlichen Beamten laut ausgelacht.“

Einschätzung der gesellschaftlichen Probleme für die Schwarzen Communities



Lesebeispiel: Mehr als ein Viertel der Afrozensus-Befragten (27,3 % von 3953) schätzt Arbeitslosigkeit als ein „großes Problem“ für Schwarze, afrikanische und afrodiasporische Communities in Deutschland ein.

Quelle: Abb. 94 in Aikins, M A; Bremberger, T; Aikins, J K; Gyamerah, D; Yildirim-Caliman, D (2021): Afrozensus 2020 | Datenteam: Reiber, L; Vivanco, J | Design: Scherer, C
Lizenz: CC-BY-NC by EOTO & CFE | afrozensus.de

Bildung schützt nicht vor Rassismus

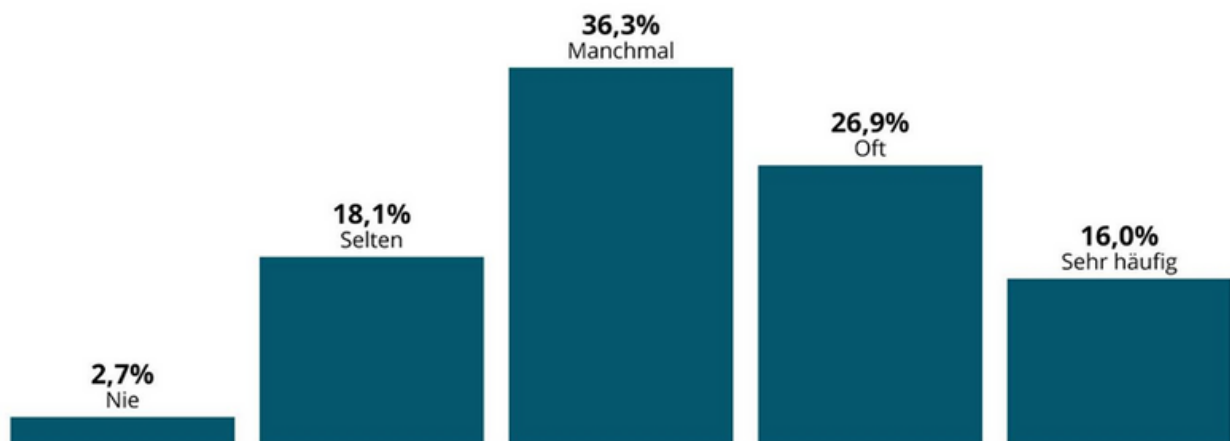
Dass auch gebildete Menschen rassistisch sein können und auch gebildete Menschen Opfer von Rassismus werden, macht der Fall von Grada Kilomba deutlich. Die portugiesische Akademikerin und Künstlerin war in ihrem akademischen Umfeld in Berlin häufig mit Diskriminierung und Rassismus konfrontiert. In ihrem Buch *Plantation Memories* (2010) schreibt Kilomba über ihre Erfahrungen Folgendes:

“As a scholar, I am commonly told by white colleagues that my work is very interesting, but not really scientific, a remark which illustrates this violent hierarchy in which Black scholars reside (...) In feminist discourses as well, men try to irrationalize the thinking of women, as if such feminist interpretations were nothing but a fabrication of the reality, an illusion, maybe even a female hallucination” (84).

Frauen sind emotional, Männer rational. Nach dem gleichen irreführenden Muster werden Schwarzen Menschen ihre Kompetenzen abgesprochen, erklärt Kilomba: Weiße Menschen haben Fakten, Schwarze Menschen Meinungen. Kilomba bemängelt, dass „Rassismus tendenziell einfach als eine externe ‚Sache‘, eine ‚Sache‘ aus der Vergangenheit angesehen wird (...)“ (40).

Doch leider ist Rassismus keine Sache der Vergangenheit. Viel mehr haben Betroffene das Gefühl, dass Rassismus in Deutschland stärker geworden ist. 41,2 % der Afrozensus-Befragten schätzen, dass Rassismus in den letzten fünf Jahren zugenommen hat. 18,3 % würden sogar sagen, dass Rassismus in den letzten fünf Jahren stark zugenommen hat. Lediglich 2,7 % gaben an, nie von Anti-Schwarzem Rassismus betroffen zu sein.

Einschätzung des persönlichen Erlebens von ASR (n = 4308)



Lesebeispiel: Mehr als ein Viertel der Afrozensus-Befragten (26,9 % von 4308) gibt an, „oft“ persönlich Anti-Schwarzen Rassismus zu erleben.

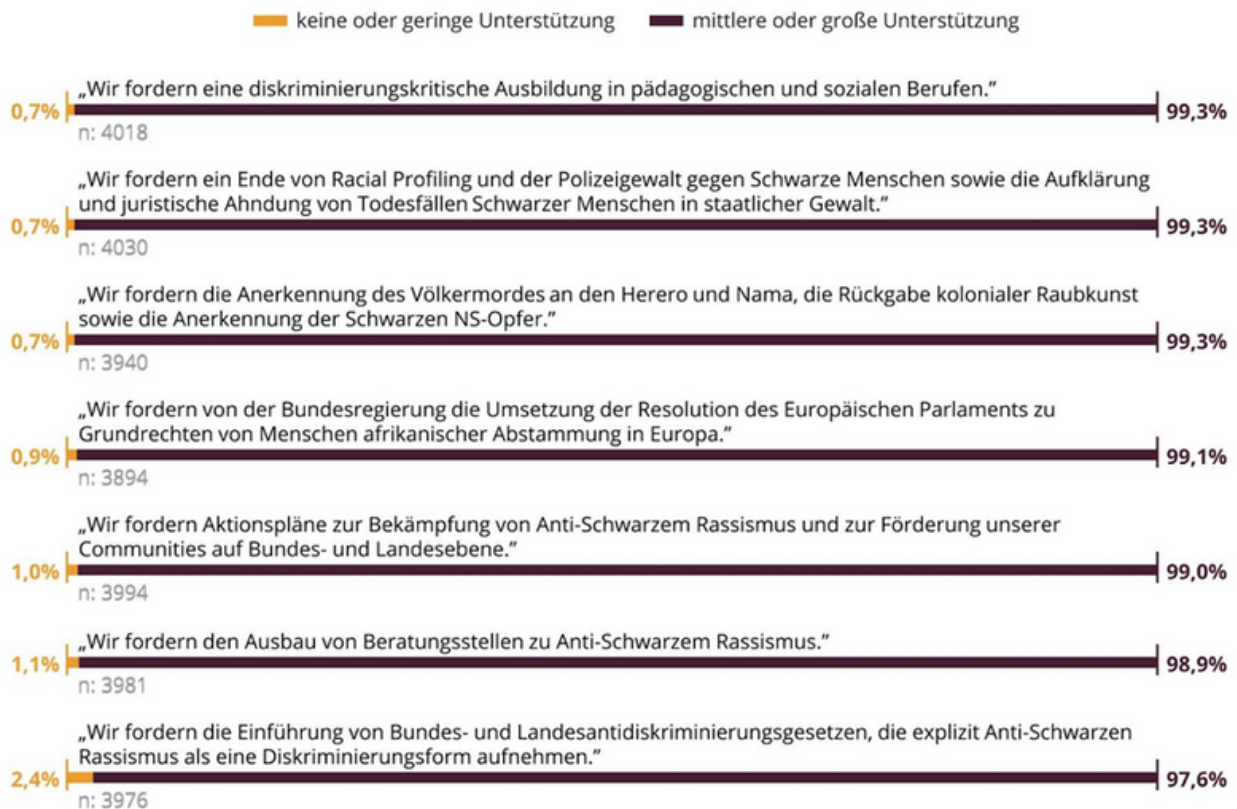
Quelle: Abb. 67 in Aikins, M A; Bremberger, T; Aikins, J K; Gyamerah, D; Yildirim-Caliman, D (2021): Afrozensus 2020 | Datenteam: Reiber, L; Vivanco, J | Design: Scherer, C
Lizenz: CC-BY-NC by EOTO & CFE | afrozensus.de

Rassismus in Deutschland: Eine Wissenschaftslücke

Angesichts der Zunahme von Rassismus ist es höchste Zeit, diesen auch aus einer wissenschaftlichen Perspektive anzugehen. Insofern liefert der Afrozensus den lang ersehnten Startschuss für einen wissenschaftlichen Diskurs über Rassismus in Deutschland.

Die Daten aus dem Afrozensus fungieren als Grundlage, um politische Forderungen aufzustellen. Und konkrete Forderungen, die gibt es: Betroffene fordern eine öffentliche Debatte, in der es um kollektive Verantwortungs-übernahme geht, aber auch gezielte Maßnahmen zum Schutz von Schwarzen Menschen, Beratungsstellen für Betroffene, Universitäts-Fakultäten zu Black Studies und eine klare Definition von Anti-Schwarzem Rassismus. Denn nur wenn Rassismus als Strukturproblem begriffen und angegangen wird, können Szenen wie die, die Adegbayi B. miterleben musste, in Zukunft verhindert werden. Und niemand wird mehr ins "Bananenland" zurückgeschickt.

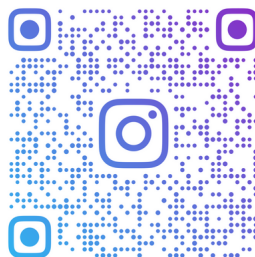
Unterstützung von Communities-Forderungen



Lesebeispiel: Fast alle Afrozensus-Befragten (98,9 % von 3981) unterstützen die Forderung Beratungsstellen zu Anti-Schwarzem Rassismus auszubauen. 1,1 % geben für diese Forderung keine oder nur geringe Unterstützung an.

Quelle: Abb. 95 in Aikins, M A; Bremberger, T; Aikins, J K; Gyamerah, D; Yildirim-Caliman, D (2021): Afrozensus 2020 | Datenteam: Reiber, L; Vivanco, J | Design: Scherer, C
Lizenz: CC-BY-NC by EOTO & CFE | afrozensus.de

Quelle: <https://afrozensus.de/>



BEITRAG GETEILT AM DEZ. 18, 2021
VON PERSPEKTIVENOF COLOR



Leah Nlemibe

FREMD IN MEINER KULTUR

REPRESENTATION MATTERS, AUCH AUF DER SCHWÄBISCHEN ALB

September 2022

Hey, ich bin Leah. Aufgewachsen bin ich auf der Schwäbischen Alb. Meine Mutter ist Deutsche, mein Vater Nigerianer. Ich studiere Literatur- und Politikwissenschaft in Berlin. Der strukturelle Abbau von Rassismus, Sexismus und Klassismus sind Herzensangelegenheiten für mich. Der Fokus meines Studiums und meines Engagements liegt deshalb vor allem auf der Intersektionalität dieser Diskriminierungsformen. Ich habe bereits früh als Kind meine Leidenschaft für Kreatives Schreiben entdeckt und versuche seit jeher dem Schreiben in Form von Lyrik, Prosa und journalistischen Texten im Alltag so viel Raum, wie möglich zu geben. Ich liebe das Meer, gutes Essen, Bücher, Musik, Sport, und schlechte Witze.

Ich komme aus einem Land, in dem die Leute bei Festen ihre hölzernen Stammesmasken zur Schau tragen und bei denen mit getrockneten Schweinedärmen um sich geschlagen wird, um kleine Kinder zu erschrecken. Durch die extreme Traditionalität sind Konflikte zwischen benachbarten Stämmen alltäglich, Hochzeiten von Paaren aus verschiedenen Dörfern oft verpönt. Die Leute sind größtenteils noch streng religiös und kehren manchmal freiwillig eine ganze Woche lang selbst die Straßen, Treppenhäuser und Gebäude. Zudem wird mit Geld sehr sparsam umgegangen, denn Geiz gilt als eine gerngesehene, weitverbreitete Tugend.

Richtig, ich komme aus dem Schwabenland. Um genau zu sein, aus einem kleinen Dorf, inmitten vieler anderer kleiner Dörfer auf der Höhe der Schwäbischen Alb.

Aufgewachsen bin ich also mit „Wurstwecken“ und Omas selbstgemachten „Kässchpätzle“ oder Maultaschen, mit Volksfesten wie der „Fasnet“, der fünften Jahreszeit, so wie das Fest von Schwaben bezeichnet wird und dem stetigen, eingebläuten Drang überall, wo es nur geht, zu sparen. Weniger gespart wird dafür mit sch statt s in der Aussprache.

Trotz all dieser Punkte, die ich erfülle, bin ich von den anderen Schwaben und Schwäbinnen nie als waschechte Schwäbin anerkannt worden. Ich merke es in dem Moment, wenn andere Mädchen meine Haare anfassen wollen, ich für mein gutes Deutsch gelobt werde oder Leute fast schon enttäuscht dreinschauen, wenn die Antwort auf die Frage, woher ich komme, „aus dem Nachbarsdorf“ lautet.

Achtung, Plot Twist: Ich bin nämlich Schwarz. Und ä Schwarze Schwäbin? Ha schwätz mir doch kon Vesper in Sack. So eps gäits it! Zu Hochdeutsch: Laber mir doch kein Pausenbrot in die Tasche, so etwas gibt es nicht.

Schwarz und schwäbisch, das sind schonmal zwei grundlegende Dinge, die für die meisten Leute in meinem Dorf nicht zusammenpassen. (Mit Ausnahme der CDU-Wahlergebnisse, welche die Fläche meines gebürtigen Landkreises schon seit Jahren auf Schaubildern der Deutschlandkarte schwarz färben. Aber dort hört der Zusammenhang der beiden Adjektive für die meisten auch schon auf).

Wenn Leute aus meinem Dorf sich 'nen richtigen Schwaben vorstellen, dann vielleicht 'nen Weißen Hannes, mit 'nem ordentlichen Bierbauch, auf'm Traktor. Oder 'ne „Bretle“ (Plätzchen) backende Hannelore mit blonden Haaren, die sonntags zur Kirche geht und Hannes gerne auf'm Acker hilft. „Schaffe schaffe, Häusle bauen!“ ist hier das Motto. Reichlich stereotypisch.

Als Kind einer deutschen, schwäbischen Mutter und eines nigerianischen igbo Vaters passe ich nicht in diese kleine Welt meines Dorfes.

Lange probiere ich es trotzdem, durch Anpassung. Durch das Kaschieren meines Schwarzseins. Obwohl ich zuhause lerne, mich auf Hochdeutsch auszudrücken, versuche ich das breiteste Schwäbisch zu sprechen, folge den Trends und Meinungen anderer Kinder. Will einfach nicht mehr so auffallen, dazugehören. Aber das tue ich nicht.

Wenn ich Schwäbisch spreche, lachen die anderen Kinder mich aus. Sie meinen, das passt gar nicht zu einem Mädchen, das so aussieht wie ich. Wenn meine Mama mich vom Kindergarten oder von der Schule abholt, werde ich oft gefragt, ob ich adoptiert sei.

Auch meine Freunde und Freundinnen stellen mir oft mikroaggressive, rassistische Fragen wie „Kannst du überhaupt einen Sonnenbrand bekommen?“ oder „Wie sehen blaue Flecken an dir aus?“. Der Klassiker: „Sag mal, sprichst du eigentlich afrikanisch?“. Meine Haare müssen alle ständig anfassen und kommentieren. Das N-Wort höre ich zum ersten Mal in der Grundschule.

Die rassistischen Erfahrungen zeigen Wirkung: Ich beginne, mir noch in der Grundschule chemisch die Haare zu glätten, als Teenager gehe ich eine Zeit lang extra nicht zu lange in die Sonne.

Ich will Weiß sein. Aussehen wie meine Mama. Blonde Haare, blaue Augen. Ich bewege mich innerhalb des internalisierten Rassismus, bei dem Schwarze Menschen den stereotypisch weißen Lifestyle adaptieren. Weil ich hoffe, so passe ich rein, so wird mir endlich nicht mehr abgesprochen, dass ich wie die anderen bin, und dass ich Schwäbin bin. Aber trotzdem gehöre ich nicht dazu.

Oft denke ich mir „wenigstens habe ich Glück und bin nicht ganz Schwarz, sondern nur braun“. Heute erschrecken mich diese Gedanken. Damals blieb ich mit diesen Gedanken weitestgehend allein. Die einzigen anderen Schwarzen Kinder im Dorf und auf der Schule sind jahrelang meine Geschwister. Ich wachse ohne meinen Vater auf. Schwarze Vorbilder gibt es lange nicht.

Mit wem soll sich ein kleines, Schwarzes, dann auch noch schwäbisches Mädchen also identifizieren, wenn Weißsein die Norm ist? Alle großen Figuren und Personen in meinem sozialen Umfeld, im Fernsehen, in Filmen, in Zeitschriften und Büchern, sowie in unserem Lehrplan, die ich bewundere, sehen nicht annähernd so aus wie ich.

Ab irgendeinem Punkt als Teenagerin denke ich mir, das Problem ist nicht der begrenzte Horizont und die rassistische Wahrnehmung der Menschen in meinem Dorf und der Umgebung, das Problem sind einfach Schwab*innen generell.

Ich entscheide mich bewusst dagegen, schwäbisch zu sein, verpöne die Kultur und die Traditionen mit gleichdenkenden Freund*innen und wende mich immer mehr von meinen eigenen schwäbischen Wurzeln ab.

Wenn ich Menschen von außerhalb oder aus größeren Städten treffe und ihnen erzähle, dass ich von der Schwäbischen Alb komme, füge ich immer direkt hinzu: „Aber keine Sorge, ich bin nicht so eine Klischeeschwäbin“, oder „keine Sorge, ich bin nicht wie die anderen vom Dorf“.

Nach jahrelangen Rassismuserfahrungen und Anpassungsversuchen drehe ich den Spieß um und lehne meine Identität als Schwäbin ab. Im Prinzip dämonisiere ich die Schwäbische Alb als Hochburg für Geiz, Unwissenheit und Diskriminierung.


Aber das Problem ist natürlich nicht das Schwäbisch sein oder das Schwabenland an sich, sondern struktureller Rassismus, der nach wie vor leider in ganz Deutschland herrscht. „Es gibt dieses Forschungsgebiet und einen Begriff, der als ‘symbolische Vernichtung’ bekannt ist, nämlich die Idee, dass, wenn man Leute wie sich nicht in den Medien sieht, die man konsumiert, man irgendwie unwichtig sein muss“, schreibt die Soziologin Nicole Martins.

Durch das Auslassen von Schwarzen Menschen in ihrer authentischen Vielfalt gehen wichtige Geschichten verloren.

Es fehlen nicht nur Vorbilder und Identifikationsfiguren für Kinder und Jugendliche, sondern auch ein Spiegel, der die Diversität und Komplexität unserer Gesellschaft zeigt. Diese fehlenden Geschichten über BIPOC sind relevant, denn sie haben einen Effekt auf unser Leben, darauf, wie wir andere Leute sehen und vor allem über uns selbst denken. Ohne gleichwertige Repräsentation in Medien, wie Filmen und Büchern habe ich das Gefühl, von der Gesellschaft nicht gesehen oder gehört zu werden. Dadurch wird Kindern of Color häufig das Gefühl vermittelt, etwas stimme nicht mit ihnen. Genau wie ich irgendwann begonnen habe zu glauben, mein Schwäbischsein passe nicht zu mir, weil ich als Teenagerin keine anderen Schwarzen, weiblichen und schwäbischen Identifikationsfiguren hatte.

Mit 18 Jahren sehe ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Superhelden-Film mit komplett Schwarzem Cast in nahbaren, starken und vielschichtigen Rollen. Die Rede ist von „Black Panther“, der 2018 von den Marvel Studios produziert wurde. Ein Film, dessen Riesenerfolg für die längst überfällige Notwendigkeit Schwarzer Superhelden spricht. Schwarze Superheld*innen, die die Schwarze Community schon eher gebraucht hätte. Die Aufmerksamkeit für die Repräsentation von Minderheiten hat seit meiner Kindheit zwar deutlich zugenommen und es gibt viele Beispiele dafür, dass Schwarze Schauspieler*innen, Autor*innen und Kunstschaffende nach dem F.U.B.U- Prinzip („For Us By Us“) vermehrt eigene Räume ergreifen. Wie beispielsweise das Ballhaus Naunynstraße in Berlin, Serien wie „Dear White People“ oder „Nola Darling“ und schwäbische Schwarze wie Hadnet Tesfai und Teddy aka Tedros Teclebrhan. Das bedeutet aber nicht, dass Schwarze im deutschen Fernsehen auch nur ansatzweise häufiger oder anders vorkommen als in Stereotypen.

Wahrscheinlich hätten mich mehr Schwarze Figuren während meiner Kindheit nicht vor allen rassistischen Erfahrungen bewahrt, aber sie hätten auch Weißen Kindern das Wissen vermitteln können, dass man nicht unbedingt adoptiert sein muss, um als Schwarzes Kind eine Weiße Mutter zu haben und, dass Kinder of Color durch ihre Wurzeln nicht weniger Deutsch oder Schwäbisch sind. Solche Figuren hätten Vorbilder für mich sein können, bevor ich mir im echten Leben außerhalb der Schwäbischen Alb andere afro-deutsche Freunde und Freundinnen, und durch eigene Recherche Personen in Feldern wie Politik, Literatur, Journalismus oder in Hollywood suchen konnte, die keinem Stereotyp entsprechen und mit denen ich mich identifizieren kann.



Heute bin ich gerne Schwäbin. Und auch, wenn ich nicht hinter jeder Tradition und der grundsätzlichen Mentalität des Schwabenlandes stehe, kann ich die Werte, Normen und Erfahrungen, die mich mit dem Schwabenland und insbesondere dem Ort, in dem ich aufgewachsen bin, verbinden, besser annehmen. Zurück ins Schwabenland zu ziehen, kann ich mir aktuell bei Gottes Wille' nicht vorstellen.

Aber ich hoffe, dass sich für kommende und gerade heranwachsende Generationen von BIPoC Schwäb*innen in Sachen Repräsentation und Zugehörigkeit vieles ändert. Denn jede*r verdient es, sich in eigenen Helden*innen, dem eigenen Umfeld und der eigenen Kultur wiederfinden zu dürfen. Das gilt auch für Schwarze Schwäbinnen.

Statt immer nur „Schaffe, schaffe Häusle baue“ könnte es im Schwabenland also ruhig mal heißen „Schaffe, schaffe Blick erweitern!“



Philipp Ahovi

KLIMAKRISE & KOLONIALISMUS

**Meine Rede auf dem
11. Globalen Klimastreik**

November 2022

Hey, ich heiße Philipp. Zweiter Name: Selom. Ich bin in einer Kleinstadt in Süddeutschland im Dreiländereck aufgewachsen. Ich studiere Geographie. Mit 14 habe ich das erste Mal ein rassismuskritisches Buch in die Hand bekommen: „Anleitung zum Schwarz sein“ von Anne Chebu. Dies war der Moment, in dem ich zum ersten Mal dazu in die Lage versetzt wurde, viele meiner Kindheits- und Jugenderfahrungen zu verstehen und sie zu artikulieren. Die Beschäftigung mit Rassismus und meinem Schwarz-Sein bringt viel Klarheit in mein Leben und wird mich vermutlich noch weiterhin lange begleiten. Es gibt verschiedene Dinge, die mich empowern. Zum Beispiel Musik. Im Laufe der letzten Monate konnte ich mich in diesem Projekt mit vielen interessanten Personen austauschen und anfreunden. Das hat mich persönlich weitergebracht.

Mit FridaysForFuture hatte ich bis vor kurzer Zeit nicht viel zu tun. Noch vor wenigen Monaten hätte ich es daher auch für unwahrscheinlich gehalten, bei einem Klima-Streik eine Rede zu halten.

Doch wie es der Zufall wollte, ist genau das eingetreten. „People Not Profit“ war das Motto, unter dem die Kundgebungen am 23. September 2022 stattfanden. Klimagerechtigkeit sollte diesmal stärker im Vordergrund stehen.

Als ich von den Organisator*innen der Hamburger Ortsgruppe gefragt wurde, ob ich dort eine Rede über Klima und Kolonialismus halten könnte, entgegnete ich zunächst, dass ich mich persönlich nicht im intersektionalen Klima-Aktivismus engagiere und es geeignetere Personen geben müsse, um über dieses Thema zu sprechen. Ich dachte dabei an existierende, selbstorganisierte Gruppen wie das Black Earth Kollektiv. Doch es fand sich niemand, die Zeit wurde knapp und schließlich sagte ich zu. Nicht, weil ich mich für am geeignetsten hielt, sondern weil ich nicht wollte, dass am Ende auf dem 11. globalen Klimastreik in Hamburg nicht über Kolonialismus gesprochen wird.

Diese Rede habe ich am 23. September auf der Willy-Brandt-Straße gehalten.

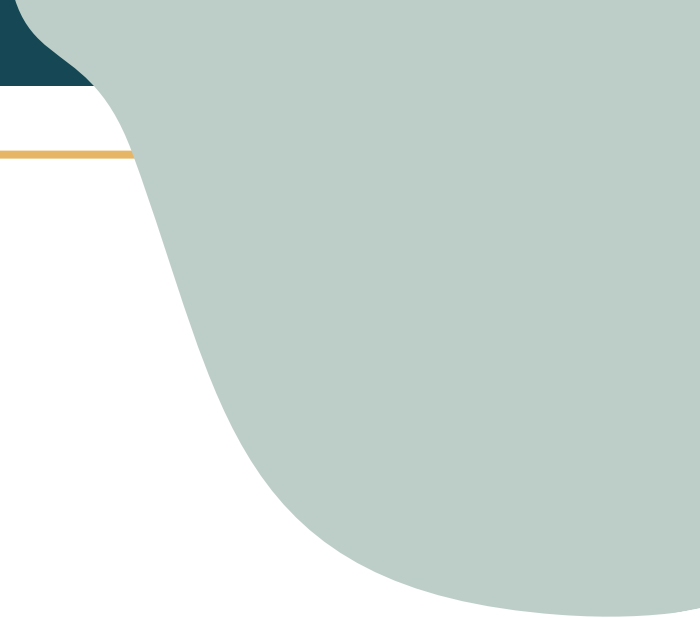



Foto von: Azul Lebrija Castillo (Instagram: @blueinspanish)

Leute, wir haben in diesem Jahr schon einiges gesehen. Erdbeben und Überschwemmungen in Brasilien. Eine massive und tödliche Hitzewelle in Indien und Pakistan. Anhaltende Dürren am Horn von Afrika; eine Hungersnot, die Millionen von Menschen getroffen hat. Und der Anstieg des Meeresspiegels, der zum Beispiel die 10-Millionen-Stadt Jakarta und etliche Inselstaaten vor unlösbare Probleme stellt. In weiten Teilen des Globalen Südens hat die Klimakrise nicht nur tausende Menschenleben gekostet, sie zerstört bereits jetzt die Existenzen ganzer Städte, Regionen, Länder und der dort lebenden Gesellschaften.

Ich sage jetzt etwas, das vermutlich inzwischen den meisten hier klar ist. Auf der Welt gibt es eine massive Diskrepanz zwischen der Verantwortung für den Klimawandel und der Betroffenheit von den Folgen des Klimawandels. Der Globale Norden hat heute mehr als 75 Prozent der historischen Treibhausgasemissionen zu verantworten. Allerdings sind es die Länder des Globalen Südens, die für die Folgen der Klimakrise den höchsten Preis zahlen.



Die Klimakrise ist eine Krise gravierender Ungerechtigkeit, und die bittere Wahrheit ist, dass diese Ungerechtigkeit politisch aufrechterhalten wird.



Denn die Verantwortung für den Schaden, den die Klimaerwärmung im Globalen Süden anrichtet, wird von EU-Staaten und den USA auf internationaler Ebene immer noch erfolgreich verweigert, wie wir es auch auf der letzten Weltklimakonferenz in Glasgow gesehen haben: Der Globale Süden wird im Stich gelassen.

Indien, Pakistan, Indonesien, Brasilien, Somalia und Äthiopien, sie alle haben etwas gemeinsam: Sie wurden kolonisiert. Wie viele weitere Länder und Regionen dieser Erde, die nun mit voller Wucht von der Klimakatastrophe getroffen werden.

Was hat unseren Wohlstand im Globalen Norden ermöglicht? In Staaten wie Deutschland, Frankreich, Großbritannien oder den USA? Warum kann Holland immer höhere Deiche und schwimmende Städte zum eigenen Schutz gegen den Meeresspiegelanstieg bauen, während in Bangladesch oder Durban ganze Siedlungen und Ernteflächen überschwemmt werden? Dieser Wohlstand und ebenso der massive Ausstoß an Treibhausgasen sind Folgen der Industrialisierung. Und diese Industrialisierung wäre ohne die jahrhundertelange Kolonisierung, Ausbeutung und den massiven Raubbau von Ressourcen auf anderen Kontinenten nicht möglich gewesen.



Wir müssen über Kolonialismus sprechen.

Denn auch die Klimakrise ist untrennbar mit der Geschichte des Kolonialismus und den bis heute fortbestehenden kolonialen Machtverhältnissen verbunden.

Der koloniale Raubbau von natürlichen Ressourcen in Afrika, Asien und Lateinamerika hat den gewaltigen „Erfolg“ des kapitalistischen Weltwirtschafts-systems und als Konsequenz auch die Entfaltung der Klimakrise erst ermöglicht. Bis heute bestehen koloniale Machtverhältnisse und institutionalisierte rassistische Hierarchien fort: in globalen Wirtschaftsbeziehungen, Gesetzgebungen, internationalen Organisationen oder geopolitischen Kontexten.

Und auch das trägt dazu bei, dass der Klimawandel so verheerende Auswirkungen auf ehemals kolonisierte Länder und Gesellschaften des Globalen Südens hat.

Gleichzeitig werden auch in den Ländern des Globalen Nordens Communities von Schwarzen, Indigenen und Menschen of Color unverhältnismäßig stark von den Auswirkungen des Klimawandels getroffen. Denn struktureller Rassismus erschwert auch den Zugang zum Wohnungsmarkt und zum Gesundheitssystem.

Die Auswirkungen dessen zeigen sich beispielsweise in den USA durch deutlich höhere Sterberaten bei BIPoC aufgrund von klimabedingten Extremwetterereignissen wie Hitzewellen und Wirbelstürmen.

Wir müssen über Kolonialismus sprechen. Und zwar dringend, denn auch innerhalb der Klimabewegungen im Globalen Norden – also auch in Deutschland – wird zu wenig über Kolonialismus gesprochen. Und das ist gefährlich, denn die Klimakrise ist auch eine Krise kolonialer Ungerechtigkeit. Und wenn wir diese Ungerechtigkeit nicht erkennen, werden wir klimapolitische Maßnahmen und Pseudo-Lösungen hinnehmen, die diese Krise nicht lösen, sondern lediglich die bestehenden Ungerechtigkeitsdynamiken weiter verfestigen.

Das passiert vor unseren Augen. Im europäischen Green Deal wurden Maßnahmen beschlossen, die das asymmetrische Abhängigkeitsverhältnis zwischen Europa und Afrika reproduzieren. Es wird sogar argumentiert, dass die tiefen europäischen Eingriffe in die Energie- und Produktionspolitiken afrikanischer Staaten dazu führen könnten, dass diese weniger nationalen Spielraum für eigene sozial-ökologische Transformationen haben (Claar 2021).

Ein weiteres Beispiel sind die CO₂-Ausgleichszertifikate: Die Idee, unser CO₂-intensives Leben hierzulande zu rechtfertigen, indem unsere Emissionen woanders auf Welt kompensiert werden.

Es ist ja auch so schön einfach! Für den Komfort der CO₂-Neutralität zahlst du an der Tankstelle halt einfach noch einen Cent drauf! Doch die letzten Jahre haben gezeigt, dass der Markt für CO₂-Zertifikate nicht zu mehr Klimaschutz geführt hat.

Im Gegenteil, diese Praxis hat zu massivem Greenwashing geführt und die Menschheit auf dem Weg zur Klimaneutralität gründlich betrogen.

Die Idee der CO₂-Zertifikate zielt darauf ab, unsere Klimaschuld in den Globalen Süden auszulagern. Indirekt hat das in Afrika und Lateinamerika bereits zu massiver Landnahme und Militarisierung von „Naturschutzgebieten“ geführt, die vor Ort mit Vertreibungen, Gewalt und weiteren gravierenden Menschenrechtsverletzungen an lokalen und indigenen Bevölkerungen einhergehen.

Grüner Kolonialismus ist keine adäquate Antwort auf die Klimakrise.

Bei der Weltklimakonferenz in Paris 2015 wurden 2 Grad Celsius statt 1,5 Grad Celsius als vorrangiges Temperatur-Ziel festgesetzt. Die Entscheidung für eine Temperaturgrenze von 2 Grad Celsius ist mit der Minimierung wirtschaftlicher Schäden im Globalen Norden kompatibel, jedoch nicht dem Schutz der meisten Menschen gewidmet. Denn ein durchschnittlicher Temperaturanstieg von 2 Grad Celsius ist bereits für viele Länder des Globalen Südens unhaltbar.

Klimaschutz und Dekarbonisierung sind unverzichtbar. Doch sie dürfen nicht auf Kosten des Globalen Südens gehen. Es reicht also nicht aus, nur für eine CO₂-neutrale Wirtschaft zu kämpfen. Wir müssen auch konsequent dafür kämpfen, dass diese ökologische Transformation eine dekoloniale und gerechte Transformation ist. Das koloniale Machtgefälle ist ein zentrales Element der Klimakrise. Der Weg zur Lösung der Klimakrise muss daher auch über gesellschaftliche Machtverschiebungen führen.

Und daraus ergeben sich auch klare Forderungen:

- Ausbeuterische Produktions-, Wirtschafts- und Lebensweisen auf Kosten der Ökosysteme und Menschen im Globalen Süden müssen beendet werden. Wir müssen parteipolitische und zivilgesellschaftliche Pläne darauf überprüfen, ob sie diese kolonialen Machtverhältnisse fortschreiben und sie dekolonialisieren.
- Länder des Globalen Südens müssen für die historischen Treibhausgasemissionen des Globalen Nordens und deren Auswirkungen entschädigt werden („loss and damage“).
- Menschen und Staaten des Globalen Südens müssen endlich gleichberechtigt in allen klimapolitischen Gremien und Prozessen beteiligt werden.
- Wir brauchen mehr Solidarität mit Umweltaktivist*innen im Globalen Süden. Sie sind für den weltweiten Aktivismus gegen die Klimakrise von entscheidender Bedeutung und oftmals in Lebensgefahr.
- Das Gefälle in der Klimaforschung zwischen dem Globalen Norden und dem Globalen Süden muss behoben werden.
- Auch im Globalen Norden müssen marginalisierte Menschen in politische Entscheidungsprozesse stärker einbezogen und mitbedacht werden. Das gilt unter anderem für Schwarze Menschen, People of Color, Menschen ohne festen Aufenthaltsstatus, queere, trans*inter und nicht-binäre Personen oder Menschen mit Behinderung. Ihre Perspektiven werden für eine gerechte ökologische Transformation essentiell sein.

Ohne Gerechtigkeit können wir die Klimakrise nicht lösen, denn sie ist auch eine Folge von Ungerechtigkeit. Und der Einsatz für eine klimagerechte Welt muss auch ein Kampf gegen Kolonialismus sein. Klima- und Umweltgerechtigkeitsbestreben stehen in der Tradition antikolonialer Kämpfe weltweit. Um die Klimakrise an der Wurzel zu packen, müssen wir auch in Zukunft über Kolonialismus sprechen!

Danke.

Nach ungefähr acht Minuten war meine Rede zu Ende. Ich sah tatsächlich nur sehr wenige Personen of Color in der Menschenmenge. Dieses Publikum war erstaunlich weiß. Weißer als Hamburg, in dieser Stadt habe ich drei Jahre lang gewohnt. Ich sah in die Gesichter von Schüler*innen, die sich im Laufe meiner Rede auf den Boden gesetzt hatten und mir aufmerksam zuhörten. Ich sah Pappschilder mit Aufschriften wie „We do not have a planet B“, „PeopleNotProfit“ und „Laubbläser abschaffen“. Und dann nahm ich in der Zuschauer*innenmenge auch gemischte Gefühle wahr. Da war viel Zustimmung und hörbarer Beifall, doch genauso spürte ich etwas anderes. Betretenheit, Unsicherheit, stiller Applaus. Diese acht Minuten haben viele nachdenklich gemacht. Nachvollziehbar. In Deutschland ist der politische Kampf für eine bessere Klimapolitik bereits langwierig, frustrierend, komplex und dringlich. Die Verwobenheit von Klimaungerechtigkeit und einem über Jahrhunderte entstandenen, weltweiten kolonialen Machtsystem macht diesen politischen Kampf nicht einfacher. Es gibt noch viel zu tun.



Hong Van Nguyen

LEBEN TRÄUMEN

November 2022

Van gehört zum Jahrgang 97 und identifiziert sich als Vietdeutsche 2. Generation. Sie ist Expertin für rassismuskritische und diskriminierungssensible Personal- und Organisationsentwicklung und versteht sich als ganzheitliche Denkerin und Macherin. Sie ist Idealistin und Realistin zugleich und setzt sich für Strukturen ein, in denen Menschen auf Augenhöhe miteinander sein und arbeiten können.

Ich möchte träumen.
Mutig - nicht naiv.
Visionär - nicht realitätsfern.

Ich will die Welt und ich darf sie wollen.
Ich fordere meinen Platz auf dieser Welt ein.
So wie ich bin, darf ich sein.

Ich gebe mir die Erlaubnis zu träumen.
Eine Träumerin - ein Kompliment.
Ein Versprechen.
Für ein anderes System.

Zu Träumen heißt zu kämpfen.

Mit Menschen sein, die träumen, die glauben und gemeinsam kämpfen wollen.
Die vergangenen Kämpfe kämpfen, die nie vergangen sind.
Begonnene Kämpfe,
fortgeführte Kämpfe,
in der Hoffnung auf keine wiederholten Kämpfe.
Niemals sinnlose Kämpfe.

Ein großer Kampf, ein großer Traum.

Mutig sein, zu träumen.

Damit jeder Mensch sein kann.

Will Träume leben.
Will Träume kämpfen.
Will Träume sein.



Mai Saito

ANDERS

Anders?!

Wie meine vermeintlich kleinen Augen und mein schwarzes Haar ein ständiger Taschenspiegel des Andersseins sind

Januar 2023

"Mai (sie/ihr) studiert Mathematik, Philosophie und Alte Geschichte an der Universität Heidelberg. Bevor es sie nach Heidelberg verschlug, verbrachte sie ihre Kindheit und Jugend im Dörfle mitten im Schwabenland - einer Gegend, die sie als behütet und gemütlich empfand, die sie aber nicht vor Rassismus schützte. Mittlerweile ist sie dabei, Rassismus besser zu verstehen und ihre früheren Erfahrungen zu reflektieren und zu verarbeiten, weil sie solche negativen Erfahrungen zuvor eher "verschluckte". Wenn sie nicht studiert, kocht und isst sie sehr gerne und versucht sich an journalistischen Projekten."

Ein monologischer Essay
aus dem Jahr 2019

Triggerwarnung: Rassismus

Anmerkung vorab:

Dies ist ein Text, den ich für einen kleinen lokalen Schreibwettbewerb geschrieben hatte. Das Thema war „Anders?!“. Dies war Anfang 2019.

Mittlerweile, über drei Jahre später, weiß ich, dass ich damals das Thema „Othering“ aufgriff. Also die Tatsache, aufgrund eines vermeintlichen Andersseins ausgegrenzt zu werden und zu spüren: „Du bist anders“ – auch wenn das vielleicht gar nicht so stimmt. Damals hatte ich noch nie von dem Wort Othering gehört. Praktisch gesehen habe ich das aber immer wieder im Leben erfahren.

Einige wenige Stellen im Text habe ich nachträglich redigiert, damit der Text triggerfreier ist. Der Sinn von vor drei Jahren bleibt dadurch immer noch erhalten. Meine Haltung hat sich sicherlich verändert, an einigen Stellen würde ich heute entschiedener sein oder dies konkreter als Rassismus bezeichnen. Seht den Text also eher als ein Fenster in meine damalige Zeit, in eine Zeit, in der ich mich noch nicht so intensiv mit Rassismus befasste, auch wenn es mich immer wieder begleitete – wie so viele in der Gesellschaft leider auch.

Woher kommst du? - aus Baden-Württemberg. Wenn das die endgültige Antwort auf jene Frage wäre, würde ich bei manchen immer noch in Gesichter der Ungewissheit blicken: Für viele wäre die eigentliche Frage nicht geklärt. Auch wenn das Gegenüber versucht, die eigentliche Frage in Floskeln und Schönrednerien zu verstecken: Die Frage möchte eigentlich wissen, wo meine „Wurzeln“ liegen, aus welchem Land meine scheinbar kleinen, dunklen Augen und das tiefschwarze Haar stammen.

Früher jagte ich meistens ein „Meine Eltern kommen aus Japan“ hinterher; dann ersparte ich mir die peinlichen Blicke. Und wenn erst der heilige Gral gefunden wurde, kommt mir erneut ein kleines Lächeln entgegen - „So so, schön!“

Anders sein ist vielseitig, für meine Mitmenschen oftmals interessanter als für mich. Worauf mein Aussehen und mein Name zurückzuführen sind, scheint für einige meiner Mitmenschen eine Schatzkammer der Informationen zu sein.

Wenn das nur das einzige wäre, womit mir gezeigt wird, dass ich anders bin.

In den Tagen, als ich als fünfjähriges Kind durch meinen Kindergarten tobte und meine ersten Kritzeleien anfertigte, waren es Tage und Jahre der kindlichen Gleichgültigkeit: Ob asiatisch, japanisch oder aus dem kleinen Dorf im Ländle - das war irrelevant. Wer geht mit mir Trampolin hüpfen? Wer möchte mit mir in den heiß begehrten Diskoraum? Wer möchte mit mir Fangen spielen? - Das waren die eigentlich relevanten Fragen.

Nach und nach begann die Zeit, in der sich der Taschenspiegel des vermeintlichen Anderseins entpuppte. Immer häufiger wurde mir gesagt: Du bist anders. - Aber bin ich wirklich so anders?

Das Schulleben näherte sich und meine Deutschkenntnisse glichen einer Tabula Rasa. Was tun? - Lernen. Dementsprechend war mein Tagesablauf bereits im späten Kindergartenalltag von Belohnungstickern und Würfelspielen gezeichnet.

Jahre des Deutschlernens vergingen und ich erreichte das Stadium, in dem ich „Oh, du sprichst aber gut Deutsch“ oder „dein Deutsch ist ja völlig akzentfrei“ zu hören bekam. Einerseits sind es Momente, in denen ich denke: „Dankeschön, schön, dass sich die Stunden und Jahre des Deutschlernens auszahlen.“

Andererseits, so stur ich auch sein mag - irgendwann habe sogar ich die deutsche Sprache größtenteils verstanden. Schließlich war das Deutsche meine Lebenssphäre außerhalb meiner vier Wände: sei es im Klassenzimmer oder beim Herumtoben mit den Freund:innen. Deshalb ist für mich das „Lob“, dass mein Deutsch so gut ist, nicht selten befremdlich, vielleicht sogar ausgrenzend. Ebenso könnte ich die Gegenfrage stellen: Wieso sollte mein Deutsch nicht gut sein?

Aber: Das Äußere ist da, es ist unmittelbar und unausweichlich. Das Aussehen befindet sich auf einem Serviertablett, das dich und mich, Sie und uns zur Schau stellt, wo immer wir sind und wann immer wir existieren.

Das kann lästig sein: Wenn in der Stuttgarter Innenstadt die Zeugen Jehovas oder die Tierschutzorganisation Peta ihre Flyer verteilen, sprechen sie die Person links von mir an, die Person fünf Meter vor mir und auch zehn Meter hinter mir. Und mich? Nicht.

Unbekannte Leute anzusprechen, ist für solche Personen vielleicht nicht die Lieblingsbeschäftigung, wenn sie wissen, dass sie selbst durch die Stuttgarter Innenstadt bummeln könnten. Da liegt es nahe, dass man sich das Leben so einfach wie möglich macht und jene Menschen anspricht, die vermeintlich Deutsch sprechen können. Risikoavers sein ist einfach. Aber vielleicht auch zu einfach?

Für die einen ist es eine Erleichterung, wenn sie auf den Straßen Stuttgarts nicht aufgehalten werden. Für mich ist es wieder einmal der unsichtbare Spiegel, der zum Vorschein kommt: Nicht in allen, aber in vielen Fällen werde ich nicht angesprochen. Der kurze Moment des Interesses ist da, in anderen Momenten der einfache Wunsch, angesprochen zu werden, womit mir gezeigt werden würde: Ich denke, ich kann mit dir kommunizieren, du gehörst hierher.

Manchmal werde ich auf den Straßen nicht auf Deutsch angesprochen. Es sind Worte wie „Ching, chang, chong“, die mir mit einem breiten Grinsen entgegengeschleudert werden. Auch in jenen Momenten merke ich, dass der Spiegel des Andersseins da ist. Aber: Der Spiegel ist kaputt. Wörter, die das „Chinesische“ (Mandarin oder kantonesisch oder doch einer der Dialekte?) nachäffen, spiegeln nicht meine Identität wider.

All jene Momente sind Momente, die nervig sind. Momente, in denen ich denke: Diese Frage wäre wirklich nicht nötig gewesen. Und Momente, in denen ich denke: „Sprich doch mit mir, ich spreche doch Deutsch!“ oder „Gehöre ich etwa nicht hierher?“.

„So einfach wie möglich, aber nicht einfacher“ sind die Worte Einsteins. Aber der Scheideweg zwischen „so einfach wie möglich“ und „aber nicht einfacher“ ist nicht einfach: Niemand kann es jedem recht machen. Jede Person denkt und handelt anders; somit ist die Wahrnehmung subjektiv und die Beurteilung individuell.

Fast jede vierte Person [1] hat eine Kategorie, die für das Anderssein besonders attraktiv erscheint: Nationalitäten als Kategorisierungen scheinen einfach, bedient zu werden. Aber ich will nicht nur „die mit Migrationshintergrund“ sein.

[1] https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/_inhalt.html (30.04.19)



Ximena Rodriguez

SCHEINEHE AUS LIEBE?

Moralische Erwägungen über nationale Grenzen hinaus

Januar 2023

Ximena ist 1979 in Uruguay geboren, ihre Muttersprache ist Spanisch. Je nach Kontext wird sie mal als weiß, mal als nicht-weiß wahrgenommen. Sie kommt aus einer Großfamilie und ist alleine nach Deutschland migriert, wo sie auch studiert hat. Die große Vielfalt ihrer Familie empfindet sie als großen Schatz, der aber auch mit Herausforderungen verknüpft ist. Sie hat in Deutschland ihre eigene Familie gegründet und auch ihren Weg im Berufsleben gefunden. In mehreren Ländern fühlt sie sich sowohl zu Hause, als auch fremd. Das empfindet sie nicht als Widerspruch. Mit dem Wort Heimat verknüpft sie vor allem Menschen, die ihr was bedeuten.

Manche Leute nehmen an, wenn sie mich kennenlernen, dass ich aus utilitaristischen Gründen geheiratet hätte. Ich meinerseits nehme an, dass diese Projektion darauf basiert, dass ich in einem südamerikanischen Staat geboren bin und keinerlei deutsche Verwandte hatte, als ich nach Deutschland kam - ergo: kein EU-Pass. Das Schlimme ist: Es stimmt ja, dass ich eine Scheinehe wollte. Am Ende habe ich paradoxerweise genau die Person geheiratet, die ich liebte. Aber Moment mal, vielleicht gehen wir das Stück für Stück an.

Um ehrlich zu sein war ich früher prinzipiell gegen Heiratsvorschriften und sowieso gegen ein System, das vor allem cis-heterosexuelle Pärchen strukturell bevorzugt und belohnt - zum Beispiel durch Steuerentlastungen, die nicht für Alleinerziehende oder Unverheiratete gelten, selbst wenn sie Kinder bekommen haben. In meinen Augen war die Institution Ehe ein Konglomerat aus primitiven Regeln. Ein Relikt aus der Vergangenheit, das wenig mit der Gründung einer Familie zu tun hatte und deshalb in einer modernen, pluralen Gesellschaft keine relevante Rolle spielen sollte.

Aus all diesen Gründen war ich damals der Ehe eher abgeneigt. Mein Ehepartner hat damals ebenfalls keinen Wert auf Heiraten gelegt. Wir waren Mitte zwanzig und das Heiraten passte nicht zu unserem Selbstbild. Ich denke mittlerweile, dass sich das mit der Zeit sicherlich gewandelt hätte, denn ich verstehe durchaus den Wert der Bindung an eine bestimmte Person und ich kann nachvollziehen, dass Rituale wichtig sind, um diese Bindung nach Innen und Außen zu festigen. Außerdem gibt es wissenschaftliche Belege dafür, dass verheiratete Menschen gesünder und länger leben und so weiter. Aber damals, Mitte zwanzig, fand ich das Konzept Ehe schlicht und ergreifend absurd.

Ende 2005 war ich fast fertig mit meinem Studium, nur die mündlichen Prüfungen fehlten. Die Magisterarbeit hatte ich gerade abgegeben. Einen europäischen Pass besaß ich nicht (was übrigens daran liegt, dass mein Großvater als Sohn einer Italienerin nie einen italienischen Pass bekam, weil bis in die 60er-Jahre nur die Kinder italienischer Männer, aber nicht italienischer Frauen als Italiener:innen anerkannt wurden*). Aus diesem Grund konnte ich nicht ohne Weiteres in Deutschland bleiben: Das Ausländeramt hatte mich darüber informiert, dass ich dafür einen Job brauchte; das Arbeitsamt unterrichtete mich darüber, dass es sich nur um einen Job handeln durfte, für den keine geeigneten Personen in der EU gefunden werden konnten (das sollte durch den Arbeitgeber bescheinigt werden). Darüber hinaus musste ich beweisen, dass ich genügend Kapital besaß, um mich selbst in der Bewerbungsphase zu finanzieren.

Diese Voraussetzungen konnte ich nicht erfüllen: Erstens hatte ich Kommunikationswissenschaften studiert, sodass ich für alles und nichts zugleich geeignet war - genauso wie Millionen Konkurrent:innen auf dem EU-Arbeitsmarkt. Zweitens war mein Studium mit einem Stipendium finanziert worden und meine Familie nicht annähernd in der Lage, mich finanziell zu unterstützen. Selbst wenn ich also irgendein Unternehmen davon überzeugen sollte, dass ich in der Lage war, etwas so Außerordentliches zu leisten, dass sie mir dies auf Papier bescheinigten, hatte ich kein Kapital, um die Strecke dahin zu finanzieren.

Mein Fall war aussichtslos, das war mir klar. Und deshalb wollte ich gar nicht erst anfangen, um für ein Bleiberecht in Deutschland zu kämpfen, sondern das Land elegant und selbstbestimmt verlassen. Ich stellte mir das ungefähr so vor: Ich würde (vor dem Studienabschluss) nach Uruguay fliegen, einen Job suchen (und innerhalb von zwei Monaten finden), um dann (mit Jobzusage) nach Deutschland zurückzukehren. Dann würde ich meine mündlichen Prüfungen (exzellent) abschließen, meinen Magistertitel erhalten und Deutschland endgültig verlassen.

Das Land würde ein wertvolles Mitglied seiner Gemeinschaft verlieren, ich aber würde als Siegerin aus dieser Situation rauskommen und eine brillante Zukunft in meiner Heimat aufbauen (der Job würde selbstverständlich fantastisch bezahlt werden). Im Nachhinein frage ich mich, wie ich diese Fantasie überhaupt aufrechterhalten konnte. Aber ich weiß es eigentlich. Da gab es diesen Schmerz, den ich spürte, die Niederlage, ausgestoßen zu werden. Die Fremdbestimmung. Ich wollte selbst entscheiden, wo ich bleibe. Diese Fantasie war mein eskapistischer Trost. Mir ging es deshalb auch nicht schlecht mit dieser Vorstellung, eher im Gegenteil.

Dann aber lernte ich die Person kennen, mit der ich mein Leben heute teile, und mein Plan machte keinen Sinn mehr. Wir waren gerade zehn Tage zusammen, als wir gemerkt haben, dass wir ein ziemliches Problem hatten: einfach so zusammen zu sein, das war nicht möglich. Das Ende meiner Zeit in Deutschland war schon festgelegt, ebenfalls mein Flug nach Uruguay ein paar Tage später (um dann den Job zu bekommen und mit der brillanten Zukunft zu beginnen). Ich würde dann nach meinem Aufenthalt noch drei Monate in Deutschland sein, ja, aber nur um zu lernen und um die Prüfungen zu bestehen.

Danach musste ich weg. Er wiederum konnte auch nicht mit nach Uruguay, unter anderem weil er gerade mit seiner Ausbildung begann, aber auch, weil er kein Wort Spanisch sprach - außerdem kannte er die Kultur nicht und war auch nicht so experimentierfreudig, was das Reisen betrifft, sodass auch reine Erfahrungslust als Motivation für ein Auswandern in ein unbekanntes südamerikanisches Land ausschied. Ich dagegen war in allen Bereichen in Deutschland eigenmächtig und fühlte mich in der deutschen Gesellschaft zwar nicht immer 100 Prozent wohl, aber damals war ich schon so weit, dass ich verstanden hatte, dass mein Unwohl weniger mit Deutschland an sich und mehr mit Menschen im Allgemeinen zu tun hatte. Mir wurde jedenfalls klar: Nur in Deutschland konnten wir ein gemeinsames Leben führen. Die Asymmetrie, die wir in puncto Fähigkeiten und Wissen respektive unserer Länder bis dahin ausgebildet hatten, war zu groß.

Aber wie konnte ich dieses Problem lösen, ohne in die Falle der Abhängigkeit zu tappen - sprich, ohne zu heiraten? Das administrative Labyrinth zeigte mir diese eine Option als fast einzige Lösung für meinen Fall (eine weitere wäre eine Promotion plus Stipendium gewesen, aber ist das eine gute Idee, wenn Mensch sowieso nicht promovieren möchte und ein Stipendium alles andere als einfach und schnell zu bekommen ist?). Ich stellte mir vor, wie ich ihm die Situation erklärte und ihn bat, mich zu heiraten. Davon bekam ich Kopfschmerzen, mein Puls erhöhte sich und mir wurde schlecht. Alleine die Vorstellung, dass er sich vielleicht fragen könnte, ob ich ihn nicht instrumentalisieren wolle, ob ich vielleicht doch nicht eine materielle Motivation hatte, setzte mir so zu, dass ich davon Abstand nahm, mit ihm in irgendeiner Form über dieses Problem zu sprechen. Dabei war die Zeitkomponente zentral, denn ein paar Tage später sollte ich nach Uruguay fliegen (um den Job zu bekommen ... die brillante Zukunft aufzubauen ... und so weiter). Wir kannten uns erst seit zehn Tagen. Was sollte ich tun?

Ich kam zu dem Ergebnis, dass nur eine Scheinehe mich, uns, retten konnte. Also fragte ich meinen damaligen besten Freund, ob er mich heiraten würde. Nur so würde ich mit dem Menschen zusammen sein können, den ich liebte: durch das Heiraten würde ich arbeiten dürfen und ein Einkommen haben, ergo finanziell unabhängig sein können. Dadurch würde ich beweisen, dass ich keine materiellen Interessen hatte und die Beziehung wäre symmetrisch, niemand würde für den anderen aufgrund einer administrativen Not haften. Außer mein bester Freund natürlich. Aber dem vertraute ich ja. Er fand diese Argumentation plausibel und sagte "Ja" zu meinem Heiratsantrag. Anschließend präsentierte ich diese Lösung stolz meinem jetzigen Ehemann. Er schaute mich konsterniert an und erwiderte trocken: "Also, wenn du schon mal heiraten möchtest, dann heirate doch zumindest den Richtigen". Na gut, sagte ich, da hast du auch wieder Recht.

Und so heirateten wir ein paar Monate später. Nicht, weil wir heiraten wollten, sondern weil wir zusammen sein wollten. Eine Scheinehe aus Liebe.

Wir wollten keine Ringe, keine Feier, keine soziale Anerkennung, keine zur Deko passende Hochzeitstorte. Wir wollten nicht mal zusammen ziehen, wir wollten keine Steuerentlastung und wir wussten nicht, ob wir je eine Familie gründen wollen oder können würden. Aber wir wollten ein Paar sein, in Freiheit, ohne Abhängigkeiten, in einer symmetrischen Beziehung in einer unsymmetrischen Welt. Wenn man schon das Gefälle zwischen weiß-männlich-deutsch-Muttersprachler versus POC-weiblich-Nicht-EU-Nicht-Muttersprachlerin hatte, dann wollten wir doch zumindest sicherstellen, dass ich bleiben und arbeiten durfte.

Mittlerweile ist es über 15 Jahre her, dass wir diese Entscheidung getroffen haben. Wir sind später zusammen gezogen, wir haben auch eine Familie gegründet, Ringe gibt es nach wie vor nicht. Ich habe später sogar die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen, um auch wählen zu dürfen, das war mir wichtig. Nun bin ich formal anderen deutschen Bürger:innen komplett gleichgestellt und das finde ich großartig. Na gut, Bundeskanzlerin darf ich als nicht-gebürtige-sondern-eingebürgerte-Deutsche doch nicht werden, eine kleine Einschränkung, mit der ich gut leben kann.

Mein Ehepartner und ich, wir haben zwar aus utilitaristischen Gründen geheiratet. Die Ehe aber gründet letztlich in der Liebe zueinander. Somit habe ich keinerlei schlechtes Gewissen. Unsere Ehe war damals eine Krücke, die eine Ungleichheit kitten sollte, für die wir nicht zuständig waren. Kann sein, dass unter anderen Umständen wir später sogar aus eigenem Willen heraus geheiratet hätten, oder dass wir heute nicht mehr zusammen wären, wenn wir nicht geheiratet hätten. Das weiß ich alles nicht. Ich weiß nur, dass es mich wütend macht, wenn Menschen annehmen, ich hätte geheiratet, "um in Deutschland zu bleiben".

Diese Perspektive reduziert mich und die wichtigste Beziehung, die ich habe sowie diese komplexe Geschichte zu einem einzigen Aspekt, nämlich: die Nützlichkeit. Dabei ist diese Nützlichkeit in meinen Augen nichts, wofür sich jemand schämen müsste, und deshalb bin ich auch doppelt wütend. Denn Menschen, die sich über Scheinehen aufregen, verstehen die Not nicht (oder wollen sie nicht verstehen).

Dabei wollen wir alle sein dürfen, ohne dass unsere Existenz hinterfragt wird; wenn eine Person erst dann Ruhe findet, indem sie ein Papierstück über den Akt des Heiratens bekommt, dann spricht das nicht gegen sie, sondern gegen ein System, das so viel Druck ausübt, dass Menschen keine Alternative finden, um einen Platz in einer Gesellschaft zu bekommen. Statt den moralischen Zeigefinger zu erheben oder sie sogar zu diffamieren könnten wir uns als Gesellschaft die Frage stellen, ob wir nicht andere Wege für die Anerkennung der Existenz von Menschen schaffen wollen und können.

Am Ende komme ich immer wieder zur utopischen Vorstellung der Grenzenlosigkeit, und dann wird es richtig schwierig. Viele Menschen rollen mit den Augen, wenn ich das sage.

Ich kann das verstehen, ich fand das früher selbst naiv. Aber je älter ich werde, umso eher bin ich davon überzeugt, dass oberflächliche Maßnahmen für Gerechtigkeit und Solidarität nur ein Tropfen auf dem heißen Stein sind. Ich denke mittlerweile, dass wir die Wurzel der Probleme adressieren sollten, wenn wir Ergebnisse erzielen wollen. Dazu zählt für mich das Konstrukt der Nationen und damit verknüpfte Denk- und Handlungsweisen.

Ich kann den Sinn der nationalen Grenzen im 21. Jahrhundert nicht mehr so richtig nachvollziehen: Ob Klimawandel, Migration und Flucht, Gewalt und Kriege, Pandemien und wandelnden Viren, lernende Algorithmen und ausgeklügelte Beobachtungssysteme, die Gefahr der atomaren Rüstung, die ungleichen Ressourcen, Strukturen und Teilhabe - ich wüsste nicht, wie nationales Denken uns weiterhilft, wenn wir alle gemeinsam mit einem Planeten klar kommen wollen. Im Gegenteil, all diese Probleme scheinen, wenn nicht immer direkt darin begründet, dann zumindest doch nicht durch einen nationalen Ansatz lösbar. Wenn wir eine faire, freie und solidarische Welt wollen, müssen sich Menschen frei bewegen können. Wenn wir die Probleme lösen wollen, die auf uns zukommen, dann müssen wir über nationale Grenzen hinaus denken und handeln.

Bis wir so weit sind, fände ich persönlich eine Steuerreform sinnvoll, die Familien an sich und insbesondere Alleinerziehende finanziell und administrativ besser stellt. Das löst nicht alles (schon gar nicht das Thema Bleiberecht), aber es wäre ein kleiner Schritt in die richtige Richtung.

* Diese Regelung wurde mittlerweile außer Kraft gesetzt. Deshalb kämpfen viele Angehörige von mittlerweile meist verstorbenen Italiener*innen um eine nachträgliche Anerkennung der italienischen Staatsangehörigkeit. So auch Teile meiner eigenen Familie.



Djamilia Prange de Oliveira

UTOPIE ODER DYSTOPIE

Januar 2023

Djamilia Prange de Oliveira ist freie Redakteurin und studiert im Master globale Geschichte in Berlin mit den Schwerpunktregionen Lateinamerika und Naher Osten. Wenn sie nicht gerade in Berlin ist, ist sie meistens in Brasilien oder Israel und setzt sich zum Beispiel mit Religion, Kolonialismus, Religion, Innovation und Digitalisierung auseinander.



Keine Utopie existiert ohne Dystopie.

Wir sind jetzt acht Milliarden Menschen auf der Welt, und wir werden immer mehr.

Angesichts der Überbevölkerung, der Klimakrise und der Urbanisierung werden wir als Menschen immer unausweichlicher mit Fragen nach Formen des Zusammenlebens mit der Natur konfrontiert.

Wird die Natur uns bald einfach übertrumpfen oder werden wir lernen, einander zu schützen?



Rashidah Hassen

ICH DENKE ZUERST AN MEINE MUTTER

Januar 2023

Rashidah Hassen (*2002) studiert in München und schreibt neben Klausuren auch für Poetry Slams. Texte von ihr sind in den Anthologien des Treffens Junger Autor*innen 2018 und der young poems 2020 erschienen.

mama hat schon immer gesagt, hier will ich nicht alt werden - nachdem wir telefonkarten aufgekratzt haben wie rubbellose, gespannt, ob sie ihre eltern erreicht, dua gemacht, inna lillahi wa inna lillahi raji'un

die fünf cent, matt und warm in kinderhand
wir streiten uns darum, wie man sich
um das letzte schokobon streitet und mühselig durch drei teilt. wenig ist
durch drei teilbar
wenig ist teilbar
wenig ist
mama hat uns gesagt, this land is your land,
aber nicht wie der song, nie, this land is my land,
wir sollten nur nehmen, was uns zusteht

(...)

ich kenne die muttersprache meiner mutter wie die kassetten, die eine
bekannte brachte, in meinem grün weißen kinderschrank
der player hatte graue knöpfe, die schwarze schrift abgeblättert, aber ich trage
wenige worte, da ist eine entfernte melodie mit jedem schritt
Mein bruder, sein bester freund osama, spielen power rangers auf dem
teppichboden
Und ich
merke
Ich fühle nicht für das land der familie meiner eltern
es ist nur das land
es sind nur leute, in
sieben flugstunden
ich lerne hier, anscheinend meinem land, empathie zu rationieren
für das land... reicht es kaum
Das sage ich dir nicht, Mama. Du weißt es schon.

(...)



Rashidah Hassen

ES SIEHT SO AUS ALS OB

Februar 2021

Eine Gedenkveranstaltung für die Ermordeten
des rassistischen, rechtsterroristischen Anschlags in Hanau

Rashidah Hassen (*2002) studiert in München und schreibt neben Klausuren auch für Poetry Slams. Texte von ihr sind in den Anthologien des Treffens Junger Autor*innen 2018 und der young poems 2020 erschienen.

Frierende Füße frierende Farben frierende Faszien frierende Faszination
Kaut sie auch Kaugummi, um weiter in der Kälte zu kauern
Kauert er, um die Kühle in den Knochen zu spüren, wie die absolute Kälte
Nicht zu rennen wie Tränen rennen als wären Tränendrüsen Gefängnisse deines inneren
Ausdrucks

Auch gut,
dann sind wir nicht allein.

Du sagst später, du wolltest mich nicht ansehen
Danke dir dafür, hatte es da schon gewusst
Scham ersparen, wo Scham den anderen gehört
Schreien, wo andere Stille feiern.

Das Blatt sieht deine Augen, die deinen Augen, die
auch laufen, über und für immer
Das Blatt sah anderes Papier, auf dem
Ich sah nur deine Augen, danach
als du sie mir zeigtest.
Zeit brauchtest.



LINKSAMMLUNG



Website: Blog

<https://perspektivenofcolor.de/blog/>



Website: Ressourcensammlung

<https://perspektivenofcolor.de/ressourcen/>



Instagram: @perspektivenofcolor

<https://www.instagram.com/perspektivenofcolor/>



Perspektiven of Color Podcast auf Spotify

<https://open.spotify.com/show/3ghf7O9oNCBxzDrRQxD3Je>



Perspektiven of Color Podcast auf Anchor

<https://anchor.fm/perspektivenofcolor>

MACH MIT!



perspektivenofcolor@riseup.net

Studynet

AG Perspektiven of Color

[https://studynet.boell.de/
group/ag-perspektiven-of-
color/](https://studynet.boell.de/group/ag-perspektiven-of-color/)



Studynet:

BIPoC Netzwerk

[https://studynet.boell.de/
group/bipoc-initiative-
perspektiven-of-color/](https://studynet.boell.de/group/bipoc-initiative-perspektiven-of-color/)

